

Dabeim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 14. September 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 50.

Im Schatten erblüht.

Von Germanis.

(Fortsetzung.)

Raddruck verboten.
Bef. v. II. IV. 70.

Ein schöner stattlicher Mann war er, ich wiederhole es, wenn auch nicht mehr in der vollen Jugendblüthe. Er sah ernst, fast finster aus, wenn er den Kopf über das Buch gesenkt hatte, aber sobald er die Augen aufschlug, schien sich ein heller Schein über sein Antlitz zu ergießen und das humoristische Lächeln, das dann und wann um seinen Mund zuckte, mochte diesen Eindruck noch erhöhen.

Endlich war er fertig mit seiner Arbeit; er schloß das Buch und richtete sich zu seiner vollen Höhe auf. Einen Augenblick schien er in Verlegenheit, was er thun sollte; er ließ seine Blicke durch das Zimmer schweifen und auf mir haften, dann, wie zu einem Entschluß gekommen, beugte er sich plötzlich über mich, und ehe ich noch geahnt, was er eigentlich beabsichtigte, hatte er einen leisen Kuß auf meinen Scheitel gedrückt.

Der Bann war gebrochen! Mit einem leisen Schrei fuhr ich empor, und einen Augenblick standen wir uns sprachlos gegenüber.

„Mein Herr, was haben Sie gethan?“ frug ich ihn, und meine Stimme bebte vor innerer Bewegung.

Er zog das Buch aus seiner Tasche, öffnete es und zeigte mir ein Skizzenblatt, von dem mein eigenes Konterfei mir entgegenblickte.

„Dies meine Schuld und meine Rechtfertigung, mein Fräulein,“ sagte er, und schien von seinem größten Verbrechen, dem Kuß, ganz abstrahiren zu wollen. „Sie boten in Ihrem Schlummer, in der unbewußten Armuth Ihrer Stellung, einen so entzückenden Vorwurf zu einem Gemälde, daß ich als Künstler nicht widerstehen konnte und indiscret genug war, die Situation für meinen Pinsel auszunutzen.“

Ich wußte nicht, was größer war: meine Entrüstung oder meine Verlegenheit seinem sichern unbefangenen Wesen gegenüber.

„Mein Herr,“ sagte ich streng, „ehe Sie versuchen, Ihr sonderbares Benehmen zu motiviren, gestatten Sie mir die Frage, wie Sie überhaupt hierher gekommen sind und wer Ihnen

das Recht gab, zu so später Stunde unangemeldet in die Zimmer einer Dame zu dringen?“

Er lächelte.

„Meine Kühnheit ist nicht so groß als Sie glauben, mein Fräulein,“ sagte er; „daß mein Erscheinen Ihnen unangenehm ist, bedaure ich von Herzen, aber wenn ich Sie gestört habe, so ist dies die Schuld Ihrer Domestiken, die mich in dieses Zimmer wiesen, als ich nach Frau Professor Herbert fragte. Daß ich in das Heiligthum einer jungen Dame treten würde, konnte ich nicht ahnen und mich trifft nur der eine Vorwurf, daß ich an der Schwelle dieses Paradieses nicht gleich umkehrte. Aber die Versuchung war gar zu stark; als Mensch und als Künstler zog es mich mächtig hierher und Ihr Anblick ließ mich den eigentlichen Zweck meines Kommens vergessen.“

Angsterfüllt sah ich ihn an und konnte ihn noch immer nicht verstehen. Zudem schien es mir, als klinge es wie leiser Spott aus seiner Rede und von Reue und Schuldbewußtsein ließ er durchaus nichts durchblicken.

„Wer sind Sie denn aber, mein Herr, und was wollen Sie bei uns?“ fragte ich. „Beim besten Willen kann ich mir nicht vorstellen, was Sie hierher geführt hat.“

„Es ist möglich, daß man mich noch nicht erwartet hat,“ sagte er ruhig, „obgleich ich meine Ankunft für diesen Monat ankündigte. Ich heiße Nikolai von Mariassy und bin der Erbe des Professors. Seine Wittwe, meine verehrte Schwägerin, wußte um meinen Besuch und Sie haben vielleicht die Dame, mich bei ihr zu melden.“

„Nikolai von Mariassy,“ wiederholte ich mechanisch und schlug die Hände vor das Gesicht, „Sie sind Nikolai von Mariassy! O Himmel, wie soll das werden!“ und ich sank wie gebrochen auf einen Stuhl.

Er sah meine Aufregung, aber er schien sie falsch zu deuten, denn der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich plötzlich, wie Mitleid zuckte es über seine Büge und mit einer

weichen vibrierenden Stimme sagte er: „Ich bitte, beruhigen Sie sich, mein Fräulein; sollte die alte Dame, wahrscheinlich wohl Ihre Frau Tante, krank und angegriffen sein und Sie fürchten, daß mein Erscheinen sie zu sehr aufregen würde, so verschweigen Sie ihr meine Ankunft vorläufig und verschieben Sie diese Mitteilung bis morgen.“

Vielleicht haben Sie die Güte, mir indessen ein Zimmer anzuweisen zu lassen, wohin ich mich zurückziehen kann, vorher aber schenken Sie mir einen kleinen Imbiß und eine Tasse warmen Thees. Der Samovar singt gar so verführerisch und ich komme direkt von der Reise, da wird man müde und hungrig. Das Tischlein deck dich ist ja auch schon da und Sie sehen ganz so aus wie eine barmherzige Samariterin, die müde Wanderer erquid. Wollen Sie? Sie müssen schon vergeben, wenn ich heute nach jeder Richtung hin unbescheiden erscheine, später werden Sie schon eine bessere Ansicht von mir bekommen.“

Die Art, wie er das sagte, verführte mich mit seiner Bitte, die ich höchst prosaisch und sonderbar fand, ich war aber froh, auf diese Art Zeit zu gewinnen, um meine Gedanken sammeln zu können.

So hat ich ihn denn, Platz zu nehmen, goß den Thee auf und stellte ihm alles in erreichbare Nähe, in der Hoffnung, er werde schon von selbst zulangen. Dann ging ich hinaus, um noch ein Couvert zu bestellen und Frau Brigitta zu bitten, für die Herrichtung des Zimmers zu sorgen. Dann kehrte ich wieder in das Zimmer zurück und frag ihn, ob er eine angenehme Reise gehabt habe, ja ich ging sogar so weit, ihm eine Flasche Krat zu holen, weil ich damit seinem unausgesprochenen Wunsch zu begegnen glaubte. Aber alles geschah nur auf mechanische Weise, ich konnte keinen einzigen klaren Gedanken fassen und bewegte mich wie ein Automat. Nur über Evchens langes Ausbleiben stellte ich Betrachtungen an, und gerade als ich Herrn von Mariaffy erzählte, daß ich noch den Besuch einer jungen Dame erwarte, trat sie in die Thür. Mit dem Ausruf: „Da bin ich endlich, mein Herzblatt!“ wollte sie auf mich zueilen, aber sie blieb wie festgebann auf der Schwelle stehen, als sie meinen Gast gewahrte, der sich bei ihrem Eintritt erhoben hatte und nun bescheiden zur Seite trat.

Ich mußte der peinlichen Scene ein Ende machen. „Komm nur näher, Evchen,“ sagte ich mit künstlicher Ruhe, „ich habe Dich sehnüchtig erwartet und indessen anderen Besuch bekommen. Warum bist Du denn so lange ausgeblieben?“

Evchen schaute von einem zum anderen und konnte sich nicht zurecht finden, als sie aber Mantel und Capotte abgelegt hatte, führte ich sie an den Tisch und sagte ihr, daß dies Herr von Mariaffy, unser erwarteter Hausgenosse, sei, von dem sie ja auch schon gehört habe; sie stellte ich feierlich als meine Freundin Fräulein Eva Harlemmer vor.

Herr von Mariaffy verbeugte sich lächelnd und versicherte, daß er sich glücklich fühle, den Tag in der Gesellschaft so liebenswürdiger junger Damen beschließen zu dürfen. Evchen ließ einen Moment prüfend ihre Blicke auf ihm ruhen, und ich sah, wie der Schalk ihr aus den Augen schaute, dann ging sie auf ihn zu und ohne sich weiter zu besinnen, reichte sie ihm die Hand.

„Also Sie sind Herr von Mariaffy, der Stiefbruder des Professors,“ sagte sie langsam; „nun, das ist eine Ueberraschung und ich kann es noch kaum glauben. Sie gleichen so gar nicht dem Bilde, das wir uns von Ihrer Persönlichkeit gemacht hatten, und das ist schade, sehr schade! Wir dachten auch nicht, daß Sie jetzt schon kommen würden.“

„So scheint es,“ meinte er belustigt. „Ja, denn die Herren Künstler sind so unpünktlich und unzuverlässig, sie halten selten Wort.“

„Wirklich? Nun, Sie sehen, es gibt auch Ausnahmen.“

„Ja leider; wenn Sie nur wenigstens vorher noch einmal geschrieen oder Ihre Photographie geschickt hätten.“

Er lachte hell auf. „Bin ich denn so entschuldig, daß man sich auf meinen Anblick erst vorbereiten muß, um ihn ertragen zu können?“

„Das nicht, aber ich wette, daß Sie meine Freundin durch Ihr unerwartetes Erscheinen erschreckt haben.“

„Leider haben Sie recht, und um nicht noch mehr Unheil anzurichten, habe ich gebeten, wenigstens meiner Schwägerin meine Ankunft bis morgen zu verschweigen. Alte Damen neigen manchmal zu Apoplexie und müssen gekostet werden. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, kann ich mir lebhaft denken, daß meine Person nur bittere und schmerzliche Gefühle in ihr wachrufen muß und mein Besuch ihr höchst unwillkommen ist.“

Evchen sah ihn erstaunt an. „Von wem reden Sie denn eigentlich, Herr von Mariaffy?“

„Nun, natürlich von meiner Schwägerin, der Frau Professor Herbert.“

„Ah, Sie kennen dieselbe noch nicht?“

„Nein, ich hatte noch nicht den Vorzug.“

Evchen konnte nicht mehr an sich halten und lachte ihm fast ins Gesicht; er mußte diesen Ausdruck von Heiterkeit natürlich für wenig zeitgemäß halten und blickte finster zu ihr hin, und ich wagte kaum die Augen aufzuschlagen, denn ich wußte, daß nun die Entdeckung bevorstehe.

„Du lieber Himmel,“ sagte Evchen, „Sie sind ja den ganzen Abend mit Ihrer Schwägerin zusammen gewesen und kennen sie nicht einmal. Ich begreife nicht, wie das möglich sein kann, Herr von Mariaffy.“

„Mein Fräulein,“ sagte er, „Sie irren, ich fand nur diese junge Dame hier vor und war grausam genug, sie aus süßem Schlummer zu wecken.“

„Nun ja, und da sie Frau Professor Herbert ist in eigener Person, so habe ich doch recht.“

Er eilte auf mich zu und blickte mir erregt ins Gesicht. „Das ist nicht möglich!“ rief er. „Sagen Sie, daß es nicht möglich ist!“

Aber die heiße Röthe der Scham stieg mir in die Wangen und schweigend wendete ich mich von ihm.

Für einen Augenblick war auch er sprachlos. „Sie müssen entschuldigen, daß ich das Mißverständnis nicht gleich aufklärte,“ sagte ich leise und zögernd. „Ich war selbst so überrascht von ihrem plötzlichen Erscheinen und noch ganz verwirrt von meinem kurzen Schlummer. Im Laufe des Abends hätte ich Ihnen jedenfalls gesagt, daß ich diejenige bin, deren angenehme Pflicht es ist, Sie hier willkommen zu heißen und hätte Ihnen gedankt für die zarte Rücksicht, die Sie für mich dokumentirten.“

„O bitte,“ sagte er, „die Schuld ist ganz auf meiner Seite ich war zu voreilig in meinen Schlüssen. Hatte ich doch keine Ahnung davon, daß mein Bruder, den ich nie gekannt, erst in seinem Alter sich vermählt habe. Unter seiner Gattin dachte ich mir eine würdige alte Dame mit weißen Locken und einer Hornbrille auf der Nase, die seit fünfzig Jahren Leid und Freud mit ihm getheilt, und nun mit gerechtfertigtem Mißtrauen dem jungen Erben gegenüber treten würde. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, mich die nächsten Wochen den Eigenthümlichkeiten und Launen einer Greisin unterwerfen zu müssen, und betrachtete dies als eine Art Strafe für die mir so unerwartet zugefallene Erbschaft. Mit Gebuld und Resignation gewappnet betrat ich dieses Haus und finde mich nun plötzlich in ein Zauberland versetzt, wo Jugend und Schönheit walten und ich durchaus keine Gelegenheit habe, von meinen guten Vorsätzen Gebrauch zu machen.“

Herr von Mariaffy, man sieht, daß Sie Künstler sind,“ unterbrach ihn Evchen. „Sie verstehen alles in eine angenehme poetische Form zu kleiden, selbst Ihre Enttäuschung darüber, daß die Frau Professor noch keine alte Dame ist. Ich kann Ihnen aber die Versicherung geben, daß nicht Sie allein sich unrichtige Vorstellungen gemacht haben; auch wir waren überzeugt, daß Sie ein ganz alter Herr seien, voller Grillen und Schrullen.“

Er hatte seine ruhige Sicherheit wieder gefunden. „So beruht auch dies, wie so vieles andere, auf Gegenseitigkeit,“ lachte er.

„Gewiß, und da nun die Personalien zur Zufriedenheit festgestellt sind und wir durchaus nicht zu befürchten brauchen,

von der alten Dame gestört zu werden, so denke ich, wir setzen uns wieder zu unserem unterbrochenen Souper. Meine Freundin hat schon lange genug auf uns warten müssen und der Thee wird kalt. Nicht wahr, Marie Dorothee?"

Ich mußte ihr beistimmen und war froh, weitere Erörterungen abgebrochen zu sehen. Ewgen mit ihrer beneidenswerthen Unbefangenheit, die doch niemals die zarte Grenze der Weiblichkeit überschreitet, sorgte dafür, daß die Unterhaltung in Gang kam und aufrecht erhalten wurde, denn nachdem Herr von Mariaffy von seiner Reise erzählte und uns Tommy, den schönen Neufundländer, vorgestellt und unserer Gunst empfohlen hatte, wurde auch er schweigend und antwortete nur wenig auf die Fragen, die Ewgen an ihn richtete. Aber seine Phantasie schien um so geschäftiger zu sein, und so oft ich die Augen hob, begegnete ich seinem Blick, der mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck auf mir ruhte und auf den Grund meiner Seele zu dringen schien.

Es war inzwischen spät geworden; als Ewgen abgeholt wurde, verabschiedete sich auch Herr von Mariaffy und wurde von Frau Brigitte in seine Zimmer geführt, ich aber mußte noch lange nachdenken über die eigenthümliche Wendung der Dinge. Was mochte er von mir denken? Diese Frage krieg wieder und immer wieder in meinem Geiste auf und fand keine befriedigende Lösung.

Glaubte er vielleicht, daß ich wirklich die Gattin des Greises gewesen, daß ich um schnödes Geld oder das tägliche Brod mich verkauft habe? Mein Gefühl, das die Zweideutigkeit meiner Stellung schon längst empfunden, hatte mich nicht umsonst gewarnt und die Wahrheit klang wie eine Lüge.

„Ja, was wird er von mir denken und wie wird das gebotene Zusammensein sich gestalten, nachdem es mit falschen Voraussetzungen begonnen und mit jenem unseligen Kuß, von dem er übrigens glaubt, daß er von mir nicht bemerkt worden sei. Seine Lippen haben mein Haar gestreift, und ich erröthe, wenn ich nur daran denke. Für ihn mag das nichts Besonderes sein; er ist ein Künstler und ein schöner Mann, wie viele Mädchen mag er schon geküßt haben?“

Er hat eine Sicherheit in seinem Auftreten, die mir imponirt, ein heiteres lebenswürdiges Wesen, das mit einer gewissen Nachlässigkeit in Haltung und Bewegung verbunden ist, ohne dadurch unangenehm zu berühren — er hat nicht die geringste Nehmlichkeit mit dem Professor und doch — wäre es nicht leichter für mich gewesen, wenn auch er ein alter Mann gewesen wäre? Wird es mir immer gelingen, ihm gegenüber den rechten Ton zu treffen; wird seine Anwesenheit nicht das schöne Zusammenleben mit Ewgen stören und manche peinvolle Stunde für mich bringen?

Nur die Zukunft kann diese Frage beantworten, aber wie es auch kommen mag, ich muß mit den gegebenen Faktoren rechnen. Ob Herr von Mariaffy alt oder jung, schön oder häßlich ist, was geht das mich an? Ich habe nur an die Mission zu denken, die ich für ihn übernommen habe, an die schöne Aufgabe, ihn mit dem Andenken des Professors zu versöhnen und eine Mittlerin zu sein zwischen seiner Vergangenheit und Zukunft.

Den 13. November.

Die Gedanken, die ich gestern Abend ausgesprochen, mochten wohl nicht wenig dazu beitragen, daß ich in der Nacht kein Auge schloß. Im Laufe des Vormittags ließ sich Herr von Mariaffy bei mir melden und ich empfing ihn im Studirzimmer des Professors. Trotz aller guten Vorsätze war mir doch unendlich bekommen zu Muth und meine unselige Schüchternheit überkam mich in voller Stärke. — Es war auch so viel peinlicher, im hellen Sonnenlicht ihm gegenüber treten zu müssen, und dann war heute Ewgen nicht bei mir, um mich zu unterstützen.

Aber schließlich war es so schlimm nicht! Als er zur Thür herein trat und mir sein gutes geistvolles Gesicht zwandte, in dem heute keine Spur von Spott und Uebermuth zu gewahren war, als ich in seine Augen blickte, die so gerade und offen mich anschauten, da sagte ich wieder Muth und glaubte, einem Bekannten gegenüber zu stehen. Was ich bisher

verkannt, das that ich nun voll und ganz, und bewillkommte ihn nochmals in seinem eigenen Hause im Namen des Professors.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie heute so früh schon aufsuche, verehrte Schwägerin,“ sagte er darauf, „aber da ich gestern Abend eigentlich nur inognito erschienen bin, so muß ich mich heute doch nochmals und zwar in aller Form vorstellen und Sie bitten, meines vorschnellen Eindringens in Ihr stilles Reich nicht mehr zürnend gedenken zu wollen. Denn daß es still ist hier in dem alten Hause, das kann ich bezeugen; habe ich doch so tief und fest geschlafen, daß ich erst spät am Morgen erwacht bin und schon fürchtete, die Ueberraschung, die mir gestern Abend zu Theil geworden, sei nur ein Traum gewesen. Ich mußte Sie sehen, bald sehen, um mich zu überzeugen, daß Sie noch dieselbe seien und nicht doch etwa das alte Mittergen, das ich hier zu finden erwartete.“

Ich lächelte. „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich noch ganz dieselbe bin, und wenn ich über Nacht älter geworden, so ist es leider nur um wenige Stunden,“ sagte ich.

Dann bat er mich, ihm von der eigentlichen Lage der Dinge und den letzten Lebensjahren des Professors zu erzählen, damit er etwas klarer sehen und das Glück begreifen lerne, das ihn, den armen Maler, so plötzlich überkommen. — Er kannte nur die Testamentsverfügungen und erinnerte sich der traurigen Geschichte seiner Mutter. Ich willfahrte ihm gern und er war ein aufmerksamer Zuhörer.

In dem großen Lederstisch, den sonst mein greiser Freund eingenommen, saß jetzt sein junger Erbe und Nachfolger und blickte träumerisch auf die Folianten und Handschriften, die überall aufgethürmt lagen. Die Wintersonne, die heute in vollem Glanze schien, gleichsam als wolle sie ihm zu Liebe die düsteren Räume erhellen, ließ ihre goldenen Strahlen auf seinem dunklen Haare spielen und beleuchtete scharf sein dunkles Gesicht, das in so wunderbarer Harmonie die verschiedenartige Schönheit seiner Eltern vereinigte. Ich saß im Schatten, der ja mein eigenes Reich ist, und mir das Sprechen erleichterte. Der Gegenstand interessirte mich; ich erzählte lebhafter als es sonst meine Art ist, und er lauschte aufmerksam, als ich ihm von dem einsamen verkehrten Leben des Professors erzählte, von der Neue am Abend seines Lebens und der Schmach nach der Mutter, die er so schwer gekränkt. Die Vergangenheit, die ich selbst nicht gekannt, erlind so lebhaft vor meinem inneren Auge, daß ich die Gegenwart darüber vergaß und fast erschroden war, als Herr von Mariaffy mich endlich unterbrach.

„Ich könnte Ihnen den ganzen Tag zuhören,“ sagte er, „Sie haben eine weiche melodische Stimme, die klingt wie eine leise Musik. Ich kann auch alles verstehen, was Sie mir gesagt haben und will meinerseits später einmal den Theil unserer Geschichte ergänzen, der für meinen Bruder in Dunkel gehüllt blieb, was ich aber weder verstehe noch begreife, das ist jene Testamentsverfügung, welche, ohne irgend einen vernünftigen Grund, uns beide zwingt, wochenlang noch in diesem einsamen alten Hause zu existiren, nachdem er selbst es schon längst verlassen hat.“

Und was das Unsinnsige dabei ist; während ich eine große Erbschaft in Aussicht habe, die mich für den kurzen Zwang entschädigt, werden Sie als seine Wittve gänzlich umgangen und müssen sich dertelben unbequemen Bedingung fügen, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben.“

Ich erröthete vor Verlegenheit und Unwillen.

„O bitte, denken Sie nicht an mich, Herr von Mariaffy,“ sagte ich kurz, „ich unterwerfe mich gern dieser Anordnung meines alten Freundes und ehre seine Gründe; da ich mir noch keine neue Heimat gegründet habe und in keiner Hinsicht gebunden bin, ist es völlig gleichgültig für mich, ob ich hier bin oder an einem anderen Ort. Auch scheint mir der Wunsch eines Sterbenden, den einzigen Bruder mit seinem Andenken zu versöhnen, eines kleinen Dyfers werth, und wer könnte dies so gut thun als ich, die dem Professor in den letzten Jahren nahe stand? Daß Sie als Mann eine zeitweilige Beschränkung Ihrer Freiheit als einen schweren Druck empfinden müssen, kann ich wohl begreifen, bei mir aber ist das etwas anderes.“

Ich habe mein Leben lang keinen eigenen Willen gehabt und füge mich auch jetzt gern dem eines Freundes."

Er war aufgestanden und im Zimmer auf- und niedergegangen; jetzt stellte er sich mit dem Rücken gegen das Fenster und sah mich scharf an.

"Warum sagen Sie immer der Professor oder mein Freund, warum sprechen Sie nie von ihrem Gatten?" sagte er.

Die Frage kam so unvermuthet, daß ich erschraf bis ins innerste Herz, und wieder überkam mich jenes dumpfe Gefühl des Unbehagens, das mich seit jener Trauungszeremonie so oft heimgesucht hat. — Ein heiße Blutwelle stieg mir bis zu den Schläfen empor und einen Augenblick war es mir, als stände ich gleich einer Betrügerin vor jenem fremden Manne. Aber nur einen Augenblick, dann sagte ich mir, daß ich keinen Grund habe, mich zu schämen, und so schlang ich denn die Hände fest in einander, um meine innere Erregung zu verbergen, und erwiderte ruhig: „Sie müssen sich darüber nicht wundern, Herr von Mariaffy, die Gewohnheit thut viel. Der Professor war mir seit meiner Kindheit ein väterlicher Freund und später viele Jahre hindurch auch mein Lehrer und Studiengenosse — seine Gattin wurde ich erst wenige Tage vor seinem Tode. Es war nichts als eine leere Form, welche mich noch fester mit ihm verband als Freundschaft und Dankbarkeit es vorher schon gethan hatten. Einem Schwerkranken, an dessen Bett der Todesengel steht, kann man aber so leicht nichts abschlagen.“

„Er ließ sich also nur deshalb mit Ihnen trauen, um Sie zu seiner Wittve zu machen?“

„So scheint es. Er glaubte mir dadurch eine Stellung zu geben, einen festen Halt in der Gesellschaft, in der ich so fremd bin.“

„Und warum bedachte er Sie dann nicht in seinem Testament? — Die Sache wird mir immer unerklärlicher und es scheint mir eine eigene Art von Fürsorge gewesen zu sein, welche Ihnen den Namen einer Frau gab, um Sie gleich darauf zur Bettlerin zu machen.“

„Schmähen Sie den Verstorbenen nicht,“ sagte ich, „er hat es nicht verdient und handelte nach bestem Ermessen. Auf das Vermögen hatten nur Sie ein Recht, an dem so viel gut gemacht werden sollte, und ich selbst brauchte es nicht, da ich mehr besitze, als ich zu einem sorgenfreien unabhängigen Leben brauche. Ich wüßte wirklich nicht, was mir sein Reichthum hätte nützen können.“

„Verzeihen Sie mir, daß ich ungart genug war, diese Fragen zu berühren,“ sagte er, „aber ich hasse nichts so sehr als Unklarheit und unsere augenblickliche Situation ist ungewöhnlich genug, um meine Wisbegier und meinen Widerspruch zu reizen. Hier stehen wir beide als die Abgesandten zweier feindlicher Parteien, die der Tod längst vereinigt hat, und sollen Frieden schließen über Gräbern, wir, die wir uns bis zum gestrigen Tage vollkommen fremd waren. Alles scheint mir noch unwirklich und märchenhaft und ich vermag es nicht zu fassen, wie Sie, die Sie noch in der Blüte des Lebens stehen, sieben lange Jahre bei diesem alten Professor ausgehalten, ohne irgend eine zwingende Nothwendigkeit. Und nicht genug damit,

auch nach seinem Tode lassen Sie sich noch hier gefangen halten und benutzen die gewonnene Freiheit nicht, um Ihr eigenes Glück zu suchen.“

Ich lächelte. — „Es ist ganz allmählich gekommen, daß ich so lange hier aushielt, und dies düstere Haus wurde mir nach und nach zur Heimat, daß ich nicht tauglich sein mag für die Welt da draußen; aber die Zeit ist doch auch nicht ganz verloren, wenn man die letzten Lebensjahre eines einsamen Greises verschönt und erleichtert. Ich hatte keine anderen Bekannten außer ihm, er war mein einziger Freund.“ Und ich erzählte Herrn von Mariaffy von meiner Kindheit und Jugend, wie ich noch keinem erzählt, selbst Euchen nicht, und er that Fragen, wie sie noch keiner zu thun wagte, und die ich doch offen und ehrlich beantwortete.

„Sie sind ein wunderbares Geschöpf, Marie Dorothee,“ sagte er. „Sie müssen mir erlauben, Sie so zu nennen, denn wir sind doch nun einmal verwandt und verschwägert, wenn auch auf eigenthümliche Weise. Ich denke, wir werden uns schon mit einander vertragen, denn wir sind beide friedfertige Naturen, und um Ihnen nicht allzu viel zur Last zu fallen, werde ich mir, sobald meine Sachen kommen, unten in dem Eckzimmer meine Staffelei aufstellen und fleißig arbeiten.“

Ich versprach ihm einige Abwechslung durch Euchens häufige Besuche und schilderte ihm mit lebhaften Farben ihre Herzengüte und ihren frischen Humor. Er mußte lächeln über die Art, wie wir unsere Bekanntschaft gemacht hatten und meinte, ihre Art und Weise habe ihn schon gestern amüßigt.

„Sie ist ein reizendes Kind,“ sagte er, „frisch und rosig wie eine Heckenrose, und wenn sie es erlaubt, werde ich ihr pikantes Gesichtchen einmal auf die Leinwand bringen.“

Ja, sie gefällt auch ihm außerordentlich, das konnte ich am Nachmittage sehen, wo Euchen herüberkam und sie mit einander plauderten wie alte Bekannte.

Sie saßen am Tische im vollen Lichtschein der Lampe und ich hatte mich in den Schatten zurückgezogen, von wo aus ich sie unbemerkt beobachten konnte.

Wie lebhaft sie sprachen, wie derselbe Jugendmuth, dieselbe Schelmerei aus ihren Mienen sprach, wie herzlich sie lachten! Ich glaube, sie vergaßen mich ganz über ihrer Unterhaltung, und so harmlos und unbefangenen verkehrten sie mit einander, wie zwei Kinder, die zufällig im Nachbargarten sich gefunden.

Einen Augenblick stieg etwas wie Neid und Bitterkeit in mir auf, aber ich verbannte dieses Gefühl als meiner unwürdig und freute mich über die beiden fröhlichen Menschenkinder, die so voll und ganz die Gegenwart zu erfassen wußten. Und wieder und immer wieder mußte ich hinschauen, weil ich es gar nicht begreifen konnte, daß Nikolai erst seit gestern unser Gast sei. Seine Erscheinung in ihrer eigenartigen Schönheit ist mir etwas so Neues, so Wunderbares, und doch auch wie etwas Längstgewohntes. Unsere heutige Unterredung hat uns schnell einander näher gebracht, und er hat Recht, wenn er sagt, daß unsere Situation eine außergewöhnliche sei.

(Fortsetzung folgt.)

Vor einem Menschenalter.

Erinnerung an den 18. September 1848. Von F. W.

Es war am 17. September 1848. Ich saß auf dem Deck eines Kölner Dampfschiffs, das rheinauf fuhr, und schaute still in die Landschaft. Ein heller milder Herbsttag war es, wie sie das Rheinthal als die Vorboden einer nahenden guten Weinslese begrüßt und zu schätzen weiß. Und in der That ahnte man Gutes von dem werdenden Ahtundvierziger. War es doch, als ob die Gährung des Sturmjahres auch in die Trauben gefahren wäre. Und konnte der tolle Feuergeist nicht wie in dem Nebensaft, so in den Menschen sich klären und geistigen?

Und ein Sonntag war's. Wie lieblich doch ein Sonntag am Rhein! Diese Sabbathruhe über dem sonnigen Strom; die Gloden läuten um die Wette in das grüne Land, von dießseits und jenseits antwortet die eine der anderen, ein viel-

stimmiges Responsorium. Das Echo weht und verstärkt die Klänge, die den „Frieden auf Erden“ verkünden, als wüßte die arme Erde nichts von den Krämpfen einer zuckenden, ringenden Welt. Aber in der Wirklichkeit war es anders. Ich hatte den Frühling und Sommer des Revolutionsjahres am Rhein durchlebt, mehr zwar ein stiller Beobachter in ländlicher Verborgenheit, aber wo gab es damals Stille?

Jede deutsche Landschaft hat anno 1848 ihre Revolution oder ihr Revolutionsdünchen gehabt, aber jede in aparter Weise und Färbung. Das Schiff steuerte auf Koblenz los. Dort auf der rechten Stromseite hinter dem Weibengießbach hatte ich selbst in den wirren Fitterwochen des Märzmondes die „Rheinhalben“, die vordem mit ihren mageren Kleppern die Schiffe stromauf



Die kleine Holzjammlerin. Originalzeichnung von R. Breitbach.

gezogen, lauernd liegen und auf die vorübergehenden Dampfschleppschiffe schießen sehen, in denen man die Brotabschneider der alten ehrsamten Kunst haßte. Ein Stück moderner Buschflepperei und des sozialen Krieges aller gegen alle. In Koblenz selbst hatte ich in den Märztagen mit „Bürger Raas“ halb im Humor, halb im Ernst einen bekannten Gastwirth grüßen hören, als gedächte man der Jahre 1792 und 93, wo der „Citoyen“ mit den Freiheitsbäumen in die schöne Rheinstadt importirt wurde. Und ein öffentliches Geheimniß war es, daß die „frommen Wünsche“ einflußreicher Rheinländer die Wiederaufrichtung eines selbstständigen Rheinlandes gerne und die preussischen Bajonette und Pickelhauben lieber anderswo gesehen hätten. Alles das und so vieles andere noch war durch das unvergleichliche Thal gezuckt und zuckte mir durch Gedächtniß und Stimmung, als ich versunken in all die Herrlichkeit dasaß. Aber der Rhein floß

in ruhiger Majestät dahin, und man sah ihm, dem vielerfahrenen Wanderer, nichts an von dem Irren und Wirren der Menschheit ringsum.

So trug er mich an dem stolzen Ehrenbreitstein, an St. Goar mit den Ruinen des Rheinfels, an der Lorelei und der Lieblingsherberge der Künstler, Oberwesel, am Niederwald und Bingen vorüber, aus dem engen Felsenthal in den weit sich öffnenden Rheingau. Der Abend kam gemach. Ich suchte die Kajüte. Bald war ich im tiefen Gespräch mit einem süddeutschen Professor über altgriechische Geschichtsschreiber, über athenische Staatsmänner und Demagogen, und es war mir, als ob die längst versunkene Welt vis-à-vis den Erscheinungen des Moments wieder Gegenwart würde. Das ist ja der Zauber lebendiger Geschichtskunde, daß das Einst zum Jetzt und das Jetzt zum Einst wird. In Kapfel stieg ich ans Land. Der Bahnzug

führte mich weiter in die dunkle Nacht nach der alten Krönungs- und Kaiserstadt am Main, die nun zur deutschen Parlamentsstadt und zum Sitz des Reichsverweisers geworden war. Schon einmal während des Sommers hatte ich mir das wunderbare Treiben in der Paulskirche angesehen, ja ich hatte den Höhepunkt der damals noch ungebrochenen Versammlung, die große Debatte über Schaffung einer provisorischen Centralgewalt erlebt, Heinrich von Gagerns historisch gewordenen „tühnen Griff“, der vor allem den Reichsverweiser schuf. Es war der mir unvergeßliche 24. Juni. Hauptredner wie Lichnowsky, Raveaux, K. Vogt, Radowig, v. Vinke, Mathy, Dahlmann, Gagern selbst, Heßler, Robert Blum waren in jenen Tagen an mir vorübergegangen. Ueberhaupt waren die Blicke der Rheinlande damals weniger auf Berlin mit seiner unfruchtbarsten Versammlung politischer Mittelmächtigkeiten gerichtet als auf Frankfurt, von wo man des Heiles wartete.

Am Bahnhof dort fand ich viel Bewegung und Leben, dessen Grund mir fürs erste unverständlich blieb.

Bald schritt ich neben einem jungen Burichen, der meine Reisetasche nach dem „Württemberg Hofe“ in der Fahrgasse trug. „Morgen geht's los, wissen Sie es schon?“ berichtete und fragte mein Begleiter.

Ich wußte so wenig, was eigentlich losgehe, daß ich eher an einen Flintenlauf als an einen Volksaufstand dachte.

„Ja,“ fuhr der junge Demokrat fort, „heute Nachmittag von 4—6 Uhr war große Volksversammlung auf der Pfingstweide, da hat aber der Biz aus Mainz — Sie kennen ihn doch? — geredet, ich sag' Ihnen, der versteht's! Und der Wessendonck, der Simon aus Trier, der Metternich aus Mainz, ich kenne sie gar nicht alle. Und eine Menge Fremde sind schon in der Stadt, und morgen kommen noch mehr Turner aus Hanau, aus Mainz und Offenbach, da sollen Sie mal sehen, wie's losgeht. Hurrah!“

Ich war jung genug, um bei solchem „Losgehen“ weniger an die Schreden einer Revolution und die ganze Tragödie mit der Katastrophe und dem Durchhauen des Knotens als an die feste Lust zu denken, die gerne wieder ein Abenteuer erlebt, um es für immer in das Tagebuch der Erinnerung einzutragen. „Das hast Du ja gut getroffen,“ dachte ich froh erregt, und lenkte in den allbekanntesten Württemberg Hof ein. Ich fand noch ein Zimmer nach dem Hofe, sah aber bald an der langen Wirthstafel des Gastzimmers, und mitten im Strudel der politischen und parlamentarischen Gährung. War doch der Württemberg Hof eine der parlamentarischen Fraktionskneiven, und damals noch ungeschieden, denn erst nach den Septembertagen zweigte sich der „Augsburger Hof“ von dem Württemberg als neuer Club ab. Da pflegten K. von Mohl, H. von Rammer, Riese und Wurm aus Hamburg, Giskra aus Wien, Rittermaier u. a. zu erscheinen. Auch rheinische Landsleute traf ich, und bald wogte das Gespräch über die Vorgänge des Heute und die Befürchtungen des Morgen hin und her. Es bedurfte nicht erst des ansehnlichen Trunkes edlen Rheingauers, um die Herzen zu öffnen und die Zungen zu lösen. Die gemeinsame vaterländische Sorge war die Fahne, unter der alle standen. Bald kam mir Zusammenhang in die wirr durcheinander fliegenden Fragen. Der Malmdor Waffenstillstand hatte dem ruhmreich begonnenen Feldzuge in die Elbherzogthümer ein unrühmliches Ende gemacht. Preußen gab darin, ohne die deutsche Reichsgewalt zu fragen oder nur zu benachrichtigen, den gebieterrischen Einsprüchen der Großmächte nach. Es war der erste Akt von Preußens „Unbotmäßigkeit“, ein memento mori für die Nationalversammlung und ihre Träume von Souveränität.

Die Mehrheit des Parlamentes, von Dahlmanns wuchtigen Einfluß bestimmt, hatte am 5. September den Waffenstillstand verworfen, das Reichsministerium in Folge dieser Abstimmung abgedankt. Bald aber dem Zwange der Umstände gehorchend, hatte das Parlament mit 257 gegen 236 Stimmen seinen eigenen Beschluß wieder zurückgenommen oder doch wesentlich eingeschränkt. Nur soweit dessen Ausführung nach der gegenwärtigen Sachlage noch möglich sei, sollte dieselbe nicht länger gehindert und die Friedensunterhandlungen schleunigst eingeleitet

werden. Das war am 16. des Monats. Schon gleich nach dieser Abstimmung hatten sich wilde Haufen um die Paulskirche gesammelt; Straßengezesse, Demolirung von Gasthöfen, Verloftung einzelner Abgeordneter, Generalmarsch folgten, ein kurheßisches Bataillon von zweifelhafter Zuverlässigkeit war das einzige reguläre Militär in der Stadt.

Die Frankfurter Bürgerwehr erkannte damals und später in völliger Ruhe und Zurückgezogenheit die erste Bürgerpflicht. Auch von der Pfingstweidenversammlung hörte ich Näheres. Wie die Redner unter dem Jubel von Tausenden, die mit den Händen zugleich die Stühle erhoben, die Majorität in der Waffenstillstandsfrage für „Verräther an dem deutschen Volke, seiner Freiheit und Ehre“ erklärt, eine Deputation mit diesem Beschluß an die Nationalversammlung abgeordnet und die Masse zum Verbleiben in Frankfurt aufgefordert habe. Ja, ein Redner hatte, doch erfolglos, vorgeschlagen, die Linke solle aus dem Parlament austreten und das Volk revolutionäiren.

Es war tief in der Nacht, als ich mein Lager suchte. Friedliche Träume folgten den stürmischen Tageseindrücken. Ich sah mich wieder in der goldenen Knabenzeit, das Kängchen auf dem Rücken, ein fahrender Schüler, durch die alte Reichsstadt in die Ferien wandern; aufs neue wie damals die hohen Häuser auf der „Heil“ oder an „der schönen Aussicht“ anstauend, die mir damals gegenüber den Häuschen meines Vaterstädtchens Paläste dünkten.

Hat doch die fesselnde Mainstadt von jeher auch mich gefesselt — die Stadt unserer Kaiser und Goethes! Nun stand der Dichterkürst in Erz auf dem Plage seiner Vaterstadt — er, der maßvolle, wie kopfschüttelnd über das maßlose Treiben einer tollgewordenen Menge.

Tief in den Montag hinein hatte ich in meinem Winterstübchen, wohin kein Sonnenstrahl und kein Tagesgeräusch drang, geschlafen, dann rasches Aufleben, Frühstück, und zur Paulskirche ging es. Sechs Straßen führen zu dem kleinen Plage, auf dem diese moderne und profan aussehende, nun weltgeschichtlich gewordene Kirche liegt; aber alle diese Straßen waren durch preußisches und österreichisches Militär versperrt, ein Besuch des Parlamentes unmöglich. Zwei Bataillone waren in der Nacht von Mainz requirirt worden, nachdem die Obrigkeit von Frankfurt erklärt hatte, sie könne mit eigenen Mitteln das deutsche Parlament nicht schützen. Wie so oft in ähnlicher Lage — was die Anarchie selbst erstrebt hatte, ward heuchlerisch in die Absichten der obrigkeitlichen Autorität verlegt, die sich lediglich im Stande der Nothwehr befand. Und mit dem Treiben draußen standen, wie mir Augenzeugen später berichteten, bald die Vorgänge drinnen wie im Rapport. Die „Linke“ des Parlamentes, die „unter den Bajonetten nicht berathen wollte“, setzte die Entfernung der Truppen durch. Ein Arbeiterverein suchte dann — es war 10 $\frac{1}{2}$ Uhr — in die Kirche einzudringen. Momentane Verwirrung, durch Gagerns mächtige Stimme bewältigt. Aber die rettenden Bajonette wurden wieder herbeigeholt. Ein preußischer Offizier, den ich ansprach, erklärte mir die Lage. Volkshaufen hatten dann die militärische Kette zu durchbrechen versucht, es waren Verwundungen durchs Bajonett vorgekommen, und der Ruf nach Rache ward die Lösung. Ich sagte mir, es werde Aergeres folgen, und beschloß, meinen Bruder, der in dem nahen Offenbach einer Fabrik vorstand, herüberzuholen, um mit ihm gemeinsam den deutwürdigen Tag zu durchleben. Gedacht, gethan. Um zwei Uhr etwa fuhren wir nach Frankfurt zurück in einem Wagen mit Hanauer Turnern, denen auf dem Federhut die vielsagende rothe Feder sah. In Sachsenhausen flatterte auf dem Affenthore eine mächtige blutrothe Fahne, und unter ihr, als wollte er das Zerstörungszeichen aller Ordnung beschützen, schritt ein kurheßischer Posten gedankenlos auf und ab. Ein erbärmlicher und uns empörender Anblick. Auf der Mainbrücke stand ein Pilet Sachsenhäuser Scharfschützen, bereit, den Uebergang zu wehren. In den wenigen Stunden meiner Abwesenheit hatte sich das Gesicht der Stadt verändert. Ueberall Barrikaden im Werden oder schon fertig; das Straßenpflaster hier und da aufgerissen. Es war Neßzeit, und in wirrem Durcheinander dienten die Neßgüter den Zwecken der Revo-

lution. Volle und leere Kisten, umgestürzte Karren, Fortepianos, Metallwaaren, Dosen thürmten sich auf, und auf einer Barricade sah ich zwei Blumenvasen, wie eine sprechende Ironie. Ungehindert übersteigen wir die eine, die andere und noch manche, besenndet, daß das (freilich noch schwache) Militär ruhig dem gefährlichen Treiben zusah. Aber auf einmal — es mochte gegen drei Uhr sein — füllten sich die Barricaden mit Kämpfern, Militär rückte an, die Kugeln fingen an zu pfeifen, Häuser und Läden schlossen sich ringsum, wie auf Kommando ein Rennen, Netten, Klächten, die Straßen wie gefegt von friedlichen Gassern. Und wir mitten zwischen den Kämpfenden, fast ortsuntundig, ohne Ausweg. Es war ein kritischer Moment, der bedenklichste wohl, den ich bis dahin erlebt hatte. Ganz nahe der Barricade, die wir zuletzt überklettert hatten, lag ein winziger Platz, der in ein enges Gäßchen auslief, ich glaube das „Hajengäßchen“ genannt. Dort entdeckten wir die Firma einer Apfelweinschenke. Thüre und Läden waren geschlossen.

Wir schlugen, da die Hände nicht zum Ziel führten, mit den Füßen daran. Endlich that der Wirth, der den Kopf verloren, ängstlich auf. Wir sahen einige Minuten hinter dem Schoppen des alten Frankfurter Nationalgetränkens, das mir nie so effigianer wie heute vorgekommen war, als wilde pulvergeschwärtzte Gefellen, Wassermannische Gefallen, Einlaß begehren. Sie hatten auf den Barricaden gekämpft und suchten einen Trunt. Ihre Reden waren wie ihre Thaten, und ich, besorgt, sie könnten uns zum Mittkampfe pressen wollen, erklärte meinem Bruder, aus dieser dumpfen Luft müsse ich weg, es koste was es wolle. Wir verließen das zweifelhafte Ayl und gewannen den Ausgang des Hajengäßchens, das auf eine breitere Straße, ich glaube, die „Schwarzgasse“ mündete. Pelotonfeuer der angreifenden preussischen Truppen auf eine hohe Barricade. Die Breite der Straße mußte unter dem Feuer gekreuzt werden, wenn wir stillere Stadttheile und meinen Gasthof erreichen wollten. Die Kugeln pfliffen scharf. Ich dachte: in Gottes Namen denn, und in raschen Sätzen ging es quer über die Straße.

Bald war nun der „Württembergischer Hof“ erreicht, aber wieder standen wir vor verschlossenen Thoren. Endlich ward aufgemacht, da ich mich als Gast des Hauses zu erkennen gegeben. Drinnen ein rathloser Wirth, besorgte Gäste, bald auch eine Zufluchtsstätte verwundeter Soldaten. Todwund wurde der heftige Oberlieutenant Zimmermann in den Gasthof gebracht, wo er bald verschied. Nicht lange, und wir sahen über die Straße einen seltsamen Zug kommen. Das Parlamentsmitglied Köstler aus Dels, allbekannt als der „Reichstamarienvogel“, schritt, jeder Zoll Ranting, eine aus Schnupfstrich und Spazierstock improvisirte Fahne schwingend, von der Brücke her nach der Feil zu, und verkündete „Waffenstillstand“ zwischen den kämpfenden Parteien. Der Reichsverweiser hatte auf Bitten einer Deputation von Abgeordneten die Waffenruhe bewilligt, der aber das Reichsministerium nicht zustimmte. Jedenfalls gewann man Zeit, den militärischen Zuzug von Mainz und Darmstadt heranzukommen zu lassen.

Ich wußte, daß in dem nahen D. ein besorgtes Mutterherz mich gerade heute erwartete. Um keinen Preis wollte ich ausbleiben. So verließ ich unter dem Schutz der Waffenruhe, die Reisetasche in der Hand, vom Bruder geleitet den Gasthof. Auf dem geraden Wege über die Brücke konnte der Main nicht passiert werden; heftige Infanterie hatte soeben die dortige Barricade erklimmt, auf Umwegen mußten wir den Uebergang suchen. So zogen wir in der Richtung nach der Feil, um durch die Judengasse den Fluß zu erreichen. Aber da wo Fahrgasse und Feil sich treffen, an der Allerheilighengasse, schräg von der Konstablerwache, sperrete eine haushohe Barricade den Weg; nur von wenigen Bloufenmännern war sie besetzt. Auf der Feilseite stand zahlreiches Militär, auch schweres Geschütz. Wir kletterten hinauf, mit uns andere. Oben hängend wie Schwalben an der Hauswand, hörten wir in der Nähe

einen Schuß, und „Verrath, Verrath!“ war das Echo. Bedenklich genug, denn wir erwarteten nichts anderes, als daß der Kampf unmittelbar um uns wieder entbrennen würde. Aber es fielen auch beschwichtigende Worte, und wir kamen glücklich über die Barricade an den Main. Ein überfüllter Wagen, in dem sich erschreckte Frauen und Kinder zusammengedrängten, brachte uns auf die andere Flußseite. Ich löste ein Billet auf dem Bahnhof, in den soeben der heftige Kriegsminister General von Schärer-Bernstein eingefahren war. Und gerade als ich einstieg, ward die schreckliche Mär von der eben geschehenen Niedermegehung des Fürsten Lichnowsky und des General von Kuerswald mit den blutigen, ungläublichen und doch von der Wirklichkeit noch überbotenen Details erzählt. Noch vor drei Wochen hatte ich den Fürsten in allem Glanz seiner Schönheit, seiner Rebegabe und seines Uebermuthes bewundert; noch am Morgen seines Todestages hatte er, wie ich hörte, in der Paulskirche geredet. Kaum war der schrille Pfiff zum Abgang des Zuges gehört worden, als von der Frankfurter Mainseite her Schuß um Schuß das dumpfe Dröhnen der Kartätschen herüberrollte. Man hatte von Mainz her diese ultima ratio der um Sein und Nichtsein ringenden Ordnung auf den Kampfplatz gerufen. Vor dem ehernen Mund der Geschütze verstummte bald ohnmächtig die Revolution, und die Barricaden sanken wie Spreu zusammen.

Ich aber fuhr in die dunkle Nacht, von zwei Gedanken tief erregt. Ich hatte am Rand des Kraters gestanden, der jeden Augenblick verheerend über die Fluren des Vaterlandes ausbrechen konnte; ich nahm aber auch die Zuversicht mit, daß dem Ausbruch ein Halt geboten war. In der That, es war die Katastrophe der deutschen Revolution, die wilden Wogen waren gebrochen, und es folgte der Rückschlag, der uns wieder die Fernsicht auf Jucht und Gesehesachtung zeigte. Aber wenn ich an die edeln Opfer dieses Tages dachte, an das Martyrium von Kuerswald und Lichnowsky vor allen, wie tief schnitt es doch ein in die Seele, die losgelassene Bestie, grausen-erregend wie der Kannibalismus der „Septembrisurs“ von 1791, erlebt zu haben. Und heute, nach einem Menschenalter, sollen wir uns dieses Tages wieder erinnern und das unferige thun, auf daß wir nicht schrecklichere wie diesen wieder erleben müssen.

Auch ich hatte an die Erhebung des Jahres 1848, zumal an ihren nationalen Gehalt und ihre Einheitsstendenz, mit dem Antheil des Herzens, eines jugendlichen Herzens geglaubt. Nun lag dieser hoffende Idealismus wie in Sderben vor mir, und ich konnte von diesem einen Tage mit dem Geisterchor im „Faust“ klagen: „Weh, weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt mit mächtiger Faust!“ Es wahrte eine Zeit, bis ich zu der Wahrheit in der schlechtesten Wirklichkeit wieder Zutrauen faßte. Eine schwere Volksschuld lag vor, sie forderte eine nationale Buße.

In D. war alles in fieberhafter Spannung, wie die Dinge in Frankfurt laufen würden. Auf den Straßen wurde ich immer wieder angehalten und mußte vor zahlreichen Volksgruppen von dem Geschehenen und Geschehenen berichten.

Drei Tage darauf führte mich mein Weg wieder über Frankfurt. Der Krater war ausgebrannt. Eine seltsam veränderte Scene. Der Belagerungszustand über die Stadt verhängt. Auf den Straßen und Plätzen bivaltirten in buntem Gemisch deutsche Truppen, die in Masse inzwischen herbei geeilt waren, das Erreichte zu behaupten, zu befestigen. Wie in Wallenstein's Lager kampirte, von den wieder ermutigten Bürgern gehegt und gepflegt, der Preuße neben dem Schwaben, der Hesse neben dem Nassauer, der Oesterreicher neben dem Badenser; — Reiterei, Fußvolk, Artillerie. Mir war der Anblick wie ein passender Uebergang in meine nächste Zukunft, denn auch ich eilte der Fahne entgegen. Das Schwert hatte den Umsturz des Vaterlandes verhütet; war es berufen, auch den unvergänglichen Kern der Bewegung, die deutsche Einigung zu retten und zu gründen?

Das gelbe Fieber.

Von Dr. Robert Avé-Vallemant.

Unsere Leser haben gewiß schon in den Tagesblättern von der entsetzlichen Fieberepidemie gelesen, die gegenwärtig die Vereinigten Staaten durchzieht. Wahrhaft grauenvoll sind die Schilderungen, die wir in den amerikanischen Zeitungen über das Wüthen der Seuche in den Südstaaten finden. Die Einwohner derselben fliehen scharenweise nach Norden, namentlich nach Washington, wo die Behörden sich vor der Einschleppung der Krankheit zu fürchten beginnen und angeordnet haben, daß alle Fremdlinge einer siebentägigen Quarantäne unterworfen und ihre Habsgüter desinfiziert werden. Namentlich ist das untere Mississippihthal vom gelben Fieber heimgesucht. Das Städtchen Grenada, wo täglich zwölf Menschen sterben, ist ganz verödet, und am 14. August telegraphirt der selbstvertretende Bürgermeister nach Wilmington, einer Nachbarstadt: „Gestalt uns die Toten begraben und die Krankenwärter bezahlen. Unsere Stadt ist ein großer Kirchhof. Wir brauchen Hilfe. Der Bürgermeister ist todt und ich bin der einzige übrige häßliche Beamte.“

Und ebenso lauten die Nachrichten aus Memphis, wo der Postmeister Thompson die Leitung der Gemeinde in die Hand nehmen mußte, da alle übrigen Beamten schon todt oder krank waren. „Der Tod schreitet mit rasender Schnelligkeit durch unsere Straßen,“ telegraphirt er an den Kriegsminister. „Können Sie 2000 Felle schicken, um darin die Armen unterzubringen? In den letzten 24 Stunden fanden 27 Todesfälle statt. Die Memphis-Grenada- und Memphis-Little-Rock-Eisenbahn haben ihrezüge eingestellt und die großen Geschäfte sind geschlossen, ebenso die Hotels. Tausende flüchten, und die Züge nach Washington sind überfüllt.“

Unter diesen Umständen wird es unseren Lesern lieb sein, aus der heraufenden Feder des Herrn Dr. Avé-Vallemant, vormals Direktor des Gelbfieberhospitals zu Rio de Janeiro, näheres über die entsetzliche Krankheit zu erfahren. Unser alter Mitarbeiter schreibt uns:

„Wer als Arzt in einer der größeren Hafenstädte der Tropenzone einmal den Kampf gegen das gelbe Fieber zu führen gehabt hat, der wird, so oft ihm Nachrichten aus weiter Ferne zukommen, welche den Wiederausbruch und das Wüthen dieser aller schlimmsten Tropenkrankheit melden, tief ergriffen werden. Als im September 1876 die allgemeine Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg tagte, ergiff ich die Gelegenheit, in einer medizinischen Sektions-sitzung die Seuche zu besprechen und besonders ihre Verschleppbarkeit hervorzuheben. Glücklichweise blieb indes damals das Gelbfieberterritorium auf einige Hafenplätze im Süden der Vereinigten Staaten beschränkt.“

Gegenwärtig ist die Krankheit aber seit dem Anfang des laufenden Jahres, oder vielmehr schon seit Ende des Jahres 1877 in brasilianischen Hafen, und zumal in der Hauptstadt Rio de Janeiro selbst mit ganz besonderer Heftigkeit wieder ausgebrochen, und kaum hat sie dort wenigstens momentan abgemildert, so treffen höchst traurige Nachrichten ein über das Auftreten und Wüthen des gelben Fiebers im Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo es die Stadt New-Orleans ist, die wie immer, auch diesmal den Hauptherd der Ansteckung bildet.

Der Anblick einer vom gelben Fieber ergriffenen Stadt ist wahrhaft heimgreifend, ja geradezu erschütternd. Das Bild einer solchen findet sich in einer kleinen Arbeit über das gelbe Fieber, welche ich gleich nach Beendigung der ersten Gelbfieberepidemie in Rio de Janeiro in portugiesischer Sprache herausgab.

Ich hatte gleich die ersten vorkommenden Fälle, obgleich die Krankheit bis dahin noch nie in Rio de Janeiro vorgekommen war, richtig erkannt. Meine kleine Schrift sagt dann (S. 9): „Schon in der Mitte des Januar 1850 war es unmdglich, die Fälle der Epidemie zu registriren. Die Krankheit hatte sich schon emanzipirt, hatte schon ihren schrecklichen Gang durch die Straßen begonnen. Anfangs ging sie langsam, aber sie ging mit festem Schritte fast von einem Hause zum andern, von einer Gasse zur andern, und in den Häusern und in den Gassen ergriff sie eine Person nach der andern. Und während das ganze Viertel der Rua da Misericordia und des Strandes Dom Manuel schon in hellen Flammen stand, litt die Rua de S. José kaum bis zur Rua da Quitanda. Langsam dehnte sie sich längs der Ufer aus: die Praia, die Praia da Saude, da Gamba und Sacco do Alferes gaben ihr Contingent, ja das reinlichste Strandquartier der Stadt, die Praia do Flamengo, Catete und Botafago lieferten schon einige Fälle. So bildete die Epidemie einen engen Gorden rings um die Stadt längs ihrer buchtigen Ufer. Plötzlich aber ging ihr March sehr schnell. Von unten bis oben durchläuft das gelbe Fieber die langen Gassen der Hauptstadt und ohne Cerimonie fällt es alles an, streckt es alles nieder auf das Leidenstager; es gibt Häuser, in denen nicht ein Individuum intact bleibt. Kein Alter, kein Stand, kein Geschlecht wird verschont.“

Aber doch! Wenn die Epidemie auch keine Unterschiede kennt, wenn sie auch den ergsten Socialismus, den wahrhaften Kommunismus ausübt — ihr schrecklicher Gefährte, der Tod, ist viel wählerischer, viel launhafter. Er verachtet die Negerknechte; kaum mocht er sich etwas aus der gemischten Rasse; mehr schon liebt er es, sich an die Brasilianer von rein europäischem Ursprung zu halten. Je weniger aber ein Individuum acclimatist ist, aus je höherem Norden es stammt, je stärker seine Gesundheit ist, desto leichter erkrankt und stirbt es.“

Sehr gut geschrieben waren damals „Nathschläge“, die im Diarium von Rio de Janeiro veröffentlicht wurden und trefflich entwickelten,

daß die Brasilianer sehr wenig zu fürchten hätten, wenn sie auch in großer Menge erkranken sollten, und daß nur die Ausländer sterben würden! Die Nathschläge hatten recht; sie sagten: „Ihr Ausländer werdet sterben!“ — und sie starben.

Es ist schwer und fast unmöglich zu sagen, welche Fremdenation am meisten litt, wie es denn auch schwer war anzugeben, wie viele Individuen von jeder in Rio de Janeiro sind. Es starben sehr viele Franzosen und Italiener, und einige Klassen dieser Nationen wurden ganz besonders angegriffen. Es gab eine Zeit, in der man keinen Gipsfigurenhändler mehr in der Straße sah, keine Kesselflicker und Manufakturmacher, keinen Hausirer mit Regenstürmen. Die italienische Oper verstummte — einige Mitglieder derselben, um sich nie wieder hören zu lassen. Eine Gesellschaft von Sektanzern und Kunstrettern wurde grausam decimirt, so sehr, daß fast nur die Pferde entkamen. Nach ihr Direktor entkam, aber nur, um bald darauf von einem Amerikaner mit einem Revolver erschossen zu werden. Wie schien es, als ob die Künstler am meisten litten, wohl wegen der Miere, welche auch in Rio de Janeiro das artistische und poetische Leben beglückt. Und wie viel portugiesische Auswanderer und Arbeiter starben. Es gab Wohnungen, in denen ganze Familien verschwand, und da im allgemeinen die Männer leichter erkrankten und starben als die Frauen und Kinder, so blieben viele Frauen Wittwen, viele Kinder Waisen.

Auch der Handel lieferte seine Zahl von Kranken und Todten. Es gab Handelshäuser, welche auf längere oder kürzere Zeit ganz geschlossen werden mußten. „Ich bin der einzige, der im Augenblicke im Hause nicht krank ist,“ schrieb der Buchhalter eines deutschen Hauses nach Europa — fast unmittelbar darauf starb er. Anscheinend zeigten Deutsche und Engländer mehr Widerstandskraft als andere Nationen; Söhne der Küsten und Flachgegenden starben weniger gewiß als die Kinder der Gebirge und die Leute, die aus dem Innern der Continente kamen. Die Monate März, April und Mai 1850 waren die schlimmsten, während derselben herrschte überall Krankheit und Tod.

Um die Gemüther nicht noch mehr zu erschrecken, wurden endlich alle auf das große Sterben sich beziehenden kirchlichen Gebräuche verboten. Die kirchliche Begleitung, die Einsegnung der Leichen — alles war verboten! Nur der Tod ließ sich nicht verbieten. Und die Begräbnisse mußten doch stattfinden. So sah man an einem Nachmittage von 4–6 Uhr einmal 64 städtische Leichenzüge zum Thore hinaus fahren. War eine Bestattung zu Ende, so jagten die Wagen mit ihren steigenden Todtenfahnen im Galopp zur Stadt, um mehr Kadaver zu holen. Denn wer in Rio bis Mittag stirbt, wird um 5 Uhr nachmittags begraben. War dann die Tagesarbeit gethan, so zogen betende Prozessionen mit Lichtern durch die Nacht; Leute, Damen aus den besten Ständen gingen barfuß durch Schlamm und Schmutz, um so den Born Gottes zu besänftigen, bis dann auch das polizeilich verboten wurde. So in der Stadt, so auf dem Lande!

Und nun erst im Hafen, auf der Bucht! Um eine einzige Notiz zu geben — es wurden im März und April von 95 Schiffen franke Mannschaften in das Hospital geschickt.

Wer das Jahr 1850 in Rio de Janeiro erlebt hat, der begreift gewiß den Schmerzkrampf meines Bruders, der sich mit seiner Familie in die Gebirge von Petropolis hinausgeschleht hatte, und mir am 6. April in Anlaß eines Todesfalles schrieb: „O Gott, o Gott! wie soll es werden? Ist's denn noch immer nicht genug, noch immer keine Gnade bei Gott zu finden? Du hast eine harte Zeit durchgemacht, lieber Robert; Du mußt total abgestumpft sein!“ Ja, es waren schreckliche Zeiten, als die gelbe Pest wüthete!

Wie tritt nun aber das gelbe Fieber beim Einzelnen auf, wie verläuft es?

Die Krankheit hat bei ihrem ersten Auftreten nicht das geringste Eigenthümliche. Alles das, was wir als gastrisches, catarrhales, rheumatisches Fieber bezeichnen, ist der Anfang vom gelben Fieber. Besonders Schmerzen im Kreuz und in den Schläfen! Ihm eigenthümlich ist dagegen ein salzig-sauriger Geruch aus dem Munde bei weißbelegter Zunge, ein ziemlich bestimmtes Zeichen, daß der Fall von vornherein schlimm ist, denn er läßt auf eintretende Unterdrückung der Nieren-thätigkeit schließen, das ernsteste Symptom beim Fieber. Zuletzt ist aber während einer Gelbfieberepidemie jede selbst leichte Puls-erregung Ursache und Anfang vom Fieber. Eine Contusion, eine Verwundung, eine Entzündung, ja ein heftiger Zahnschmerz bilden nur zu oft das Debut vom Fieber.

Nach zweckmäßiger Behandlung ist der Fiebersturm am folgenden Tage gelinder und hört bald fast ganz auf. Ist der Kranke damit gerettet? In hunderten von Fällen hat allerdings ein solcher Kranke das gelbe Fieber überwunden, aber doch kann eine neue Fiebererregung eintreten, und nun treten die Zeichen eines heftigen Fiebers auf. Es erfolgen bald schwarzes Erbrechen, schwarze Stühle, Schenkelhüpfen, Schlägen, Delirien (meistens heiterer Art) und Tod. Es kann jedes einzelne dieser Zeichen allein auftreten, aber auch jedes einzelne derselben wieder zurücktreten. Unter den schlimmsten Zeichen kann noch immer Genesung, unter den besten Zeichen immer der Tod eintreten. Nach kürzerer oder längerer Zeit färben sich die Augen gelb und allgemeine Gelbsucht tritt ein, welches hervorleuchtendste Zeichen der Krankheit den Namen gegeben hat. Und doch genesen gerade von den gelb werden Kranken mehr, als von denen, die sich nicht verfärbten!

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier auf die Methode der Be-

handlung eingugehen, ich will nur bemerken, daß die größte Kunst und Weisheit darin besteht, der Krankheit auszuweichen. Jeder junge Neugekommene hat den nächsten Anspruch auf die Krankheit. So begehe sich denn niemand nach einem Gelbfieberplag. Ist er aber dort, so suche er rechtzeitig zu entfliehen nach dem bekannten Satz: „Nichte früh, gehe weit fort, kehre spät zurück.“ Muß er aber, von Umständen gezwungen, im Fieberort bleiben, so führe er ein recht mäßiges Leben. Jungen Männern rufe ich auch hier meinen hygienischen Spruch zu:

„Willst du dein Leben dir dort nicht verkürzen,
Nicht Abendessen, Sonne, Thau und Schärzen.“

Die größte Weisheit aber liegt darin, die Krankheit fern zu halten. Wenn sie auch eine Tropenkrankheit ist, die sich längs der Meeresküsten hin- und herbewegt, so kann sie doch ziemlich weit über die Tropen hinausgehen, bis 40, ja bis 50° nördl. Br. vielleicht. Dort überall findet sie ihren fruchtbaren Boden, aber eben auch nur diesen. Der Keim muß diesem fruchtbaren Boden erst gebracht werden. Wo das gelbe Fieber entsteht, läßt sich eben so wenig sagen, wie bei den Poden. In jedem Hafen aber, in welchem es in den letzten Decennien,

ja in unserem Jahrhundert aufgetreten ist, läßt sich seine Einschleppung vollkommen klar nachweisen.

Es ist mithin Schuld eines jeden Hafens, Landes, Welttheiles, wenn gelbes Fieber ausbricht, und bei allem Mitleid mit solchen Orten sollten sie strenge dafür bestraft werden. Wenn hundert, tausend, ja zehntausend frische, junge, gesunde Menschen am gelben Fieber hinstirben, so hat jemand, entweder ein Einzelner, oder eine Behörde Schuld daran. Ebenso sollte es doch endlich, endlich einmal verboten werden, daß Schiffe mit gesunden Mannschaften in Gelbfieberhäfen einlaufen. Wenn sie aber das Unglück haben, sich in einem Hafen zu befinden, in welchem das gelbe Fieber ausbricht, so sollten sie sofort auslaufen. Ein großes Frachtschiff kann in spätestens acht Tagen in einem Hafen einlaufen, löschen, laden und auslaufen, wenn man nur will. Aber man will oft nicht, und macht somit aus der Schifffahrt eine Seemannsguillotine. Keine Chartrepartie, keine Segelordre sollte gelten, wenn es sich um einen Gelbfieberhafen handelt, sonst kann ein Kapitän, ein Kommandeur, ein Admiral es erleben, daß er durch büchserliche Befehle seiner Ordres zu einem Massenmörder wird, und hinterher doch noch den ganzen Zweck seiner wichtigen Mission verfehlt.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung)

Nachdruck verboten.
© J. v. 11. VI. 70.

Im Herrenhause war inzwischen ein lebhaftes Treiben gewesen, auf und ab, aber wie auf Socken, und kein Wort wurde gesprochen. Um vier Uhr lag der Todte gebettet in seinem Sarge, und eine Stunde später trugen ihn sechs Träger über den oberen Corridor hin und langsam die Treppe hinunter. Als sie die letzten Stufen eben passirt hatten und über den Hinterflur fort, auf dem das Hausgesinde stand, auf die Halle zu wollten, sahen sie sich aufgehalten, denn Hector lag mitten in ihrem Wege. Er hatte sich von seiner Finfenmatte her bis an diese Stelle vorgeklettert, und mähte sich jetzt, sich aufzurichten. Aber umsonst; er winzelte nur, und den Augen Berndts, der sich bis dahin gehalten hatte, entzürzten Thränen. So durchschritten sie das Haus, den Hof und bogen zuletzt in den oft genannten Hügelpfad ein, der zur Kirche hinaufführte. Als sie bis dicht heran waren, erglühete der Horizont im Widerschein der eben untergegangenen Sonne. Der alte Kuballe schloß auf, und eine kleine Weile noch, so stand der Todte vor dem Altar.

* * *

Es war eben neun Uhr, als eine Chaise vor dem Herrenhause hielt, deren Anfuhr, da das Stroh noch lag, von niemandem, am wenigsten von Tereke, der ohnehin schlecht hörte, bemerkt worden war. Endlich ward es hell an den Fenstern, und gleich darauf erschien Lewin und trat an den Wagenschlag, um dem alten Ladalinski, denn er war es, beim Aussteigen behilflich zu sein. Das Ansehen dieses zeigte sich wenig verändert; seine Haltung war gerade und ansehnlich, Anzug und Haar geordnet. Er fragte nach Menate, die nicht zugegen war, und folgte dann Berndt in das Wohnzimmer, in dem ein hohes Kaminfeuer brannte und der Theetisch nach russischer Art, wie der Geheimrath es liebte, hergerichtet war. Wamme und Hirschfeldt wollten sich zurückziehen, wurden aber aufgefordert, zu bleiben ebenso die Schorlenemer.

Alle setzten sich, Thee wurde gereicht und von der Fahrt gesprochen. Er habe, so hieß es, Berlin nicht vor Mittag verlassen können; allerhand Anordnungen hätten den Moment seiner Abreise hinausgeschoben. Unter solchem Gepfänder vergingen Minuten, ohne daß des Ereignisses, das ihn hierher geführt, erwähnt worden wäre. Er bat um ein zweites Glas Thee, und erst als er auch dieses geleert und dabei den Wunsch ausgesprochen hatte, seine Weiterreise sobald wie möglich antreten zu können, sagte Berndt:

„Hab' ich recht verstanden? Weiterreise?“

Der Geheimrath nickte.

„So werden Sie nicht unmittelbar nach Berlin zurückkehren?“

„Nein. Ich gedente gleich von hier aus die Leiche meines Sohnes nach Bjalanowo überzuführen. Alle Ladalinskis stehen dort. Das Leben hat seine Forderungen, aber auch der Tod. Es liegt mir daran, im Sinne meines Sohnes zu handeln, der, wie mir wohl bewußt, diesen Zug nach der Heimat hatte.“

XIV. Jahrgang 50. 1.*

Hirschfeldt wollte berichtigten; Berndt aber, der den Eigensinn Ladalinskis kannte und aus mancher früheren Erfahrung her wußte, daß Mittheilungen wie diese das Gemüth seines Gastes nur beunruhigen, aber an seinen Entschlüssen nichts ändern konnten, ergriß statt des Mitmeisters das Wort und beeilte sich, seine Zustimmung auszusprechen.

Hirschfeldt errieth die Absicht und schwieg, und so wurde denn festgestellt, daß um neun Uhr früh die Weiterreise stattfinden, und zur Ueberführung des Todten ein Schlitten, am besten ein Planschlitten, leicht und einspännig, beschafft werden solle. Alles regelte sich rasch und kurz, und nun erst sagte der Geheimrath, indem er sich erhob:

„Ich wünsche meinen Sohn zu sehen.“

„Er steht in der Kirche oben,“ bemerkte Berndt. „Vor dem Altar. Es war sein letzter Wunsch.“

„So will ich hinauf. Aber allein, Biewitz. Ich bitte nur um die Begleitung Ihres Küsters. Ein Alter, hoff' ich.“

Dies konnte bejaht werden, und das Gespräch, das sonst ins Stocken gerathen wäre, wandte sich jetzt mit Vorliebe und Ausführlichkeit dem Umfange zu, daß es im ganzen Odebruch kein Dorf gäbe, in dem die Leute so alt würden wie in Hohen-Bieg. Immer neue Beispiele wurden gefunden, erst der alte Wendelin Pyterke, und dann Seidentopfs Amtsvorgänger, der seine diamantene Hochzeit gefeiert und drei Tage später einen kleinen Ururenkel getauft habe. Aber Schwäche halber hab' er die Taufformel im Sigen sprechen müssen. Und bei diesem Amtsvorgänger und seinem Ururenkel — dessen Existenz übrigens, wie wenn es sich um eine Unschicklichkeit handelte, von der Schorlenemer bestritten wurde — verweilte das Gespräch noch, als Tereke meldete, daß der alte Kuballe angekommen sei und draußen warte.

Alle gingen ihm entgegen. Er stand in der Halle und hielt den Kirchenschlüssel und eine große Laterne in seiner linken Hand. Mit der rechten nahm er sein Sammetkäpfel ab und grüßte.

„s ist schon spät, Papa,“ sagte Ladalinski. „Mehr Bettzeit als Kirchenzeit. Aber Ihr wißt —“

Und damit verließen beide den Flur und traten in die mit allerhand Strauchwerk besetzten Parkgänge hinaus.

„Wie bei Pflaa,“ sagte Lewin, der ihnen von der Posthür aus nachsah, und setzte hinzu: „aber dieser Gang ist schwerer.“

Hirschfeldt nickte still, und beide lehrten in das Wohnzimmer zurück.

Die beiden Alten stiegen inzwischen hügelan, Kuballe zwei, drei Schritt voraus, um besser leuchten zu können, denn nur wenige Sterne schienen, und hier und dort waren Wurzeln über den Weg gewachsen. Als sie halb hinauf waren, hielt er, bis der Geheimrath heran war, und sagte: „Passen's Achtung, gnäd'ger Herr, hier ist Matteis.“ Und dann ins Plattdeutsche fallend, was ihm, trotzdem er Schulmeister war, aus Alter und Unachtsamkeit öfters passirte, setzte er hinzu: „De ver-

düvelten Jungens, se hebben hier 'ne Slidderboahn moatt. Un mihr as een. Se weeten nich, dat oof olle Lüd' in de West 'rummerloopen. Olle Lüd', as wie id."

"Wir werden so weit nicht auseinander sein, Papa," sagte Ladalinski, dem die Weise, wie der Alte sprach, angenehm im Ohre klang.

"Doch, doch," antwortete dieser, und fuhr dann, ebenso unwissentlich das Hochdeutsche wieder aufnehmend, fort: „Als ich so war wie der gnäd'ge Herr jetzt sind, Mitte sechzig oder so, da war meine Maline, die jetzt bei Fränkein Kenaten ist, noch keine zehn Monat alt, und das Gwelschen, das ja der gnäd'ge Herr auch kennen — dräben in Guie; aber jetzt hab' ich sie wieder bei mir, denn es ist unser Nestküttelchen — das war noch gar nicht geboren.“

„Da sind Sie über achtzig, Papa?“

„Dreimundachtzig. Das heißt nächsten dreizehnten August.“

„... Und müssen also spät geheirathet haben.“

„Ja, gnäd'ger Herr, das hab' ich. Das heißt, es war die zweite Frau. Als ich das erste Mal auf die Freite ging, das war drei Jahre früher, als wir die Kassen hier hatten, und ich war eben erst ins Dorf gekommen. ... Aber da sind wir schon.“

Und dabei trat er auf die Steinstufen des tiefeingeschnittenen Portals, und schloß die große Kirchenthür auf, die sich nach innen hin öffnete. Sie passirten nun den Thurm zwischen dem Stubbensholz und den alten katholischen Altarpuppen hin, die zusammengefaßt in der Ecke lagen, und schritten dann, an den Chorstühlen vorbei, den breiten Mittelgang hinauf, auf Altar und Kanzel zu.

Als sie bis an die vorderste Stuhlreihe gekommen waren, wollte der Geheimrath nach links hin eintreten und sich einen Augenblick setzen; denn er bedurfte der Sammlung. Aber der alte Kuballe zog ihn hastig wieder zurück und sagte: „Nicht da, gnäd'ger Herr; das ist der Majorsstuhl.“

Der Geheimrath sah ihn verwundert an und fragte: „Was meint das?“

„Es ist Blut da, gnäd'ger Herr. Das war Anno 59, und ich seh' es noch wie heute. Sie brachten ihn von Kurersdorf her, Grenadiere von Regiment Igenplih, und hier legten sie den Alten nieder, hier auf diese Bank. Aber er hatte das Leben satt. „Kinder, ich will sterben," sagte er, und riß sich die Binden ab. Und da hat er sich verblutet. Es war den 12. August, den Tag vor meinem Geburtstag.“

Bei diesen Worten hatte der alte Kuballe den Geheimrath nach der andern Seite hin gezogen. Die vorderste Chorstuhlreihe war hier freilich geschlossen, aber in ihrer Front lief eine schmale Bank hin, auf der, wenn Konfirmation war, die Einsegnungskinder ihre Plätze hatten. Darauf setzten sich jetzt die beiden Alten, und hatten nun die Bahre dicht vor sich. keine drei Schritt.

Als sie sich eine Weile geruht, sagte Ladalinski: „Nun, Papa, wollen wir den Deckel abnehmen.“

„Noch nicht, gnäd'ger Herr. Sie müssen den jungen Herrn Sohn doch wenigstens sehen können. Und es ist ja noch so dunkel. Ein lieber junger Herr. Erst lezten Sonntag, da hab' ich ihn hier eingeschlossen mit Marie Kniehase; denn ich habe keine Augen mehr. Und als ich nach einer Viertelstunde wieder kam, da stand er hier und hatte rothe Waden. Dicht neben dem Majorsstuhl. Aber die Marie war noch röther. Ich will erst die Lichter anstecken, gnäd'ger Herr.“

Damit ging er auf den Altar zu, nahm die Wachslichter von den großen Messingleuchtern und zündete sie an. Anfangs schien es, daß sie wieder verlöschen wollten, aber zuletzt brannten sie, und der Alte, während er jetzt die Bahrede fortnahm und auf die Altarstufen niederlegte, sagte ruhig: „Nu, mit Gott, gnäd'ger Herr.“

Ladalinski hatte sich erhoben und stellte sich an die eine Schmalseite des Sarges.

„Steh' ich zu Häupten, Papa, oder zu Füßen?“

„Zu Häupten.“

„Ich will doch lieber zu Füßen stehen.“

Darnach wechselten sie die Plätze, und hoben nun den

Deckel ab, der alte Geheimrath mit krampfhaft geschlossenen Auge.

Und nun erst sah er auf den Sohn, fest und lange, und fand zu seiner eigenen Ueberraschung, daß sein Herz statt heftiger immer ruhiger zu schlagen begann. Was war es? Er war todt. Und er fühlte tief in seiner Seele, daß es nichts Schreckliches sei, nein, nein, Freiheit und Erlösung. Das Leben erchien ihm so arm, der Tod so reich, und nur ein Gefühl beherrschte ihn: „Ach, daß ich an Deiner Stelle wäre.“

Er betete für den Todten und für sich selbst; dann, während ihn alles traumhaft umwogte, stand er eine Minute noch und sagte dann: „Nun, Papa, wollen wir wieder schliefen.“

Der war es bereit, und sie legten auch die Bahrede wieder über den Sarg, ein verschossenes Stück Wollenzug, das nur eben bis an die Tragballen der Bahre reichte. Und siehe, das alte katholische Gefühl, wie es sich erst in Kathinka und dann in Tubal geregt hatte, es wurde jetzt auch in dem Herzen des alten Ladalinski wieder lebendig, und er sagte, während er auf den Sarg und die ärmliche Decke deutete:

„Es sieht so kahl aus, Papa. Was meint Ihr, ich möchte das Kreuzifix nehmen und auf die Decke legen. Oder glaubt Ihr, daß es Aufstoß gibt?“

„Nicht doch, gnäd'ger Herr. Das ist so recht was für ein Kreuzifix. Dafür ist es ja da, für die Todten, die brauden's. Hier unten geht's noch so; aber dräben, da fängt es an.“

Und so nahmen sie das Kreuzifix vom Altar, legten's auf die Sargdecke und setzten sich wieder, der alte Kuballe aber fuhr in zutraulichem Tone fort: „Es ist noch keine sieben Jahre her, da hab' ich es auch vom Altar weggenommen. Denn da war die Vösselgarde hier und die Marobeurs; und auch den andern war nicht viel zu trauen, wenn es 'was Silbernes war. Und da sagt' ich zu meiner Frau: „Frau, wo fieden wir's hin?“ Da sagte sie: „Steh' es in den Bettlad.“ Aber das wollt' ich nicht, und ich fiedt' es in mein Klopffissen. Aber das war auch nicht das Rechte, und ich hatte keine Ruhe, und mir war, als drückt' ich auf die Wunden meines Heilandes und thät' ihm weh. Da stand ich denn auf und nahm es wieder heraus und hing es an den Spiegelpfeiler. „Mutter," sagt' ich, „es ist nicht nöthig, daß wir es verdecken. Und wenn das Franzosenzug auch in unsere Kirchen einbricht, in ein armes Kusterhaus werden sie nicht einbrechen. Da suchen sie nichts. Und wenn sie doch kommen, da wird Er sich selber zu schützen und zu helfen wissen. Denn das haben wir hier herum erlebt — Er läßt sich nicht spotten. Auch in seinem Bilde nicht.“

Der Geheimrath hatte bewegten Herzens zugehört. Ach, wie wohl ihm diese Sprache that und dieser kindliche Glaube. Er nahm seines Begleiters Hand und sagte: „Nun wollen wir wieder gehen, Papa.“

Und beide standen auf; der Alte löschte die Lichter, und zwischen den Kirchenstühlen hin schritten sie wieder auf den Ausgang zu. Als sie den Thurm eben passirten, schlug es zehn. Der Schlag der Glocke dicht über ihnen erfrüchte dem alten Ladalinski das Herz, und so traten sie wieder ins Freie.

Es war noch dunkler geworden, und die letzten Sterne fort, und Kuballe ging wieder voraus, bis sie halben Weges an die Schlitterbahnenstelle kamen.

„Passen's Achtung, gnäd'ger Herr, hier ist Glatteis," sagte der Alte wie beim Hinaufsteigen, und schien auch wieder von den „verdäwelten Jungens" sprechen zu wollen. Aber Ladalinski kam ihm zuvor und sagte, anknüpfend an ihr unterbrochenes Gespräch: „Sie waren zweimal verheirathet, Papa? War es nicht so?“

„Ja, gnäd'ger Herr.“

„Und hatten auch Kinder aus der ersten Ehe?“

„Eins, 'ne Tochter.“

„Und die lebt noch?“

„Nein, gnäd'ger Herr. Lange todt; gestorben und verdorben. Es war so der Nachlaß von der Mutter her.“

„Wie das, Papa?“

„Ja, von der Mutter her. Das war eine schmutze Person, und alles Mannsvolk lief ihr nach. Und da war auch ein Kandidat hier auf dem Edelhof, der war auch immer hinter

ihr her. Und eines Sonntags, als sich der alte Pastor Lobberhose, der hundert Jahre alt wurde, den Fuß ausgerent hat, da stand unser Herr Kandidat auf der Kanzel und predigte, und Wendelin Biterle, der damals unser Schulze war, sagte zu mir: „Höre, Kuballe, der versteht's.“ Und er verstand es auch. Aber was? Am Abend waren sie beide fort. Ins Pommerische, so nach Cammin oder Colberg zu. Und da wurde er Salzinspektor; aber es dauerte nicht lange, und es hat ein schlechtes Ende genommen.“

„Und die Tochter?“

„Die war bei mir, bis sie siebzehn war; da flog sie auch weg. Und war alles ebenso. Wie sich einer bettet, so liegt er. Aber nun ist Gras drüber gewachsen.“

Bei diesen Worten waren sie wieder bis an die Rückseite des Herrenhauses gekommen, und der alte Kuballe klinkte die Posthür auf. Auf dem mattenleuchteten Hintersturz trafen sie Seege.

„Gute Nacht, Papa!“ sagte Ladalinski. „Haben auch manches erlebt.“

„Ja, gnäd'ger Herr. Aber Gras wächst über alles.“

LXIII. Zwei Begräbnisse.

Um neun Uhr früh hatte Ladalinski seine Reise nach Bjalanowo hin fortsetzen wollen, und nachdem er sich, als diese Stunde da war, von den Damen, und demnächst auch von Bammie und Hirschfeldt verabschiedet hatte, stieg er jetzt — um den vor dem Altar stehenden Sarg abzuholen — die winterlich kahle Lindenallee hinauf. Mit ihm waren nur Berndt und Lewin. Neben ihnen her schwannte der in Federn hängende Chaisewagen des alten Geheimraths, während ein nur mit einem einzigen Pferde bespannter Planschlitten um zehn oder zwanzig Schritt voraus fuhr. Es war derselbe, der schon die Fahrt nach „Balkion Brandenburg“ mitgemacht, und von Bammie vorahmend den Namen „Sarg Schlitten“ empfangen hatte. Pachaly saß wieder auf dem Deichselbrett, alles wie drei Tage vorher, nur daß sich auf dem hohen Kummel des Pferdes in einem alten Stahlbügel aufgehängt ein einziges Schlittenglöckchen hin- und herbewegte.

Nun war man oben; die Planschleife fuhr unmittelbar bis an die Stufen des Portals, während der Chaisewagen in einiger Entfernung halten blieb. Die Kirche war schon auf; Pachaly trat mit ein, und einen Augenblick später erschien auch der Ladalinski'sche Diener. So schritten sie den Mittelgang hinauf bis auf den Altar zu; Berndt erkannte das Kreuzifix und wußte wohl, wer es dahin gelegt hatte. Sie stellten sich nun zu beiden Seiten des Sarges, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre; endlich sagte der Geheimrath: „Nun tragt ihn hinaus.“ Und dabei nahm er das Kreuzifix, um es wieder auf den Altar zu stellen, von dem er es genommen hatte. Aber der alte Wigewitz kam ihm zuvor und sagte: „Nein, Ladalinski, nicht so, das ist nun Ihre, mein Großvater hat es dieser Kirche geschenkt, und ich werde ein neues stiften. Nehmen Sie es, ich bitte Sie darum. Sie haben mir, wolleentlich oder nicht, Ihren Sohn gegeben, und alles was ich Ihnen wiedergeben kann, ist dieses Kreuz. Ach, ich habe es auch getragen.“

Ladalinski's Lippen zitterten; er konnte nicht sprechen oder wollte nicht. Dann aber riß er in freudiger Erregung einen Streifen von der Bahndecke, legte den Streifen, als ob es eine Schärpe wäre, um die Mitte des Sarges und schob das Kreuzifix, das sonst keinen Halt gehabt hätte, in den schwarzen Schärpenknuten hinein. Darnach trat er bei Seite, und Pachaly und Diener saßen nun den Bügel und trugen den Todten hinaus.

* * *

Eine Viertelstunde später bog der Schlitten, der sich bis dahin auf der Höhe langsam fortbewegt hatte, nach links hin ab und fuhr, als er den Abhang glücklich hinunter war, zwischen den Herweiden auf Frankfurt zu. Die Chaise folgte, und während ihr überdeckter Polsterfuß auf dem holprigen Wege hin und her schwankte, wurden Erinnerungen in dem Herzen des alten Ladalinski wach, und er mußte der Reise gedenken,

die vor langer, langer Zeit und auf eben so verschneiten Wegen ihn nach Bjalanowo hin geführt hatte. Und doch wie anders damals! Eine Hochzeitsreise war es gewesen, und die reizendste der Frauen — eben erst die seine — hatte sich unter übermüthigem Lachen an seine Seite geschmiegt; der Schnee stäubte, die Pferde flogen, und jeder neue Kasteplatz hatte neue Blumen und neue Huldigungen gebracht. Erfunderlich war er gewesen, wie die Liebe selbst. Und jetzt sah er nichts vor sich als den Schlitten, den die Herweiden streifen und der langsam auf eine Gruft zufuhr, die nicht mehr die seine oder die seines Hauses war und an deren Thür er um Gastlichkeit bitten mußte für seinen Todten. Das war mehr als er tragen konnte. Scharf und leise klang das Glöckchen, und scharf und leise fielen seine Thränen.

* * *

Um dieselbe Stunde, wo der alte Geheimrath, begleitet von Berndt und Lewin, zu der Kirche hinaufgestiegen war, war auch Bammie, nach Anlegung seines Hufarenrocks, aus dem Herrenhause getreten, hatte sich aber nach fast entgegengesetzter Seite hin begeben. Es lag ihm daran, dem Begräbniß Hoppenmarieken's, das im Laufe des Vormittags stattfinden sollte, beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit er noch einen Blick auf diesen Gegenstand seines besonderen Interesses zu thun hoffte. Als er in die Nähe des Hedenzannes kam, der das Häuschen einfaßte, sah er, daß allerhand Gefindel zu beiden Seiten des Weges Spalier gebildet hatte, zum Theil dieselben alten Weiber, die gestern dem Kniehauseichen Knecht beim Abladen des Sarges behilflich gewesen waren. Bammie grüßte und hörte nicht ohne Befriedigung, daß hinter ihm her gejjihelt wurde: „Dat is he; wi schuaatsch he utsieht.“ Darnach trat er in das offenstehende Haus. Ein Zugwind wehte, trotzdem aber war es warm, denn der Ofen püfete und auf dem Herdbrand braunten große Scheite, um die seltamerweise mehrere Kochtöpfe gestellt waren. Das hatten die Forstladerleute gethan, die sich auf Hoppenmarieken's Kosten einen guten Tag machen wollten. Erben waren nicht da und Kniehase sah durch die Fingern.

Bammie hatte sich was versprochen, aber er fand doch mehr noch, als er erwartet hatte. Auf zwei Stühle, nach Art eines Reisetoffers, war der offene Sarg gestellt, und auf dem Rande des Sarges saß ein schwarzer Vogel, einem Raben ähnlich, nur viel kleiner. Als der Vogel den Eintretenden gewahr wurde, häpfte er von dem einen Rande auf den andern hinüber und von diesem auf den Sargdeckel, der mit seinen bligblauen Bechlägen auf zwei andern Stühlen lag. Es machte dies Platzwecheln durchaus den Eindruck, als ob es aus Respekt gegen Bammie geschähe, der es denn auch so nahm, und an den Vogel herantretend ihn belobigte. „Bist ein braver Kerl, hast Lebensart.“ Gleich darauf indessen entsann er sich seines eigentlichen Zwecks, schob den am Wandpfeller stehenden Tisch, darin das Gesangbuch und die Karten lagen, bei Seite und probte sich einen Platz aus, um die Todte bequem und in guter Beleuchtung betrachten zu können. Diese lag in Staat, und nichts war vergessen, was zu Hoppenmarieken gehört. Das weiße Haar war unter das schwarze Kopfstuch gebunden, die Zirkel standen hoch nach oben, und ihre zwei dicken Wasserstiefel sahen mit halber Sohle aus dem Sarge heraus. In ihrer Rechten hielt sie den Hakenstock, weil er aber zu lang gewesen war, war er in zwei Hälften zerbrochen worden, und das untere Stück lag nun daneben. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich wenig verändert; das Listige hatte der Tod fortgenommen, aber das Trotzige war geblieben. Bammie war entzückt; er drehte den Hakenstock ein wenig zur Seite und sagte dann vor sich hin: „Zwergen-Bischof“, eine Bemerkung, zu der er sich, in Ermangelung eines guten Publikums, vorläufig selber gratulirte. Dann sah er in den Alkoven hinein, in dem sich die großen Gundermannsbüschel im Zugwinde hin- und herbewegten, und fand auch hier alles „superbe“.

Als er wieder in die Vorderstube trat, war der schwarze Vogel inzwischen auf den Sargrand zurückgeflogen, und Bammie neugierig und verwundert, was das Thier da wolle, trat jetzt heran und sah nun, daß es von Hoppenmarieken in aller Wirklichkeit gefüttert wurde. Die Nachbarweiber hatten ihr

nämlich Ebereschensberwa und Weizenkörner in die geöffnete linke Handfläche gelegt. Das war so Forstaderpöste.

Bamme, nach Feststellung dieser Thatfache, wollte wieder auf seinen Beobachtungsposten zurückkehren, mußte sich aber bald überzeugen, daß es mit dem Zauber dieser Stunde zu Ende gehe. Die Neugierde der Hoppenmarietischen Bögel, die zwischen ihren Gitterstäben hindurch auf ihm und seinen roten Dufarenrod niederblickten, hätte sich vielleicht noch ertragen lassen, aber das Gaffen der Draußenstehenden, alte Weiber und Kinder, fing doch an unbequem und lästig zu werden, so lästig, daß er schließlich froh war, als ihm das Erscheinen der Träger gemeldet wurde. Diese traten denn auch bald darauf ein, schlossen den Sarg und setzten sich auf den Kirchhof zu in Bewegung. Einer der Träger war Hanne Bogun, der den linken Vorderbügel gefaßt hatte, während rechts neben ihm ein Scheerenschleifer ging, dessen untere Beinstellung ein gleichschenkeliges Dreieck bildete. „Das laß ich mir gefallen,“ sagte Bamme, froh seinen Meister gefunden zu haben, und schloß sich als erster Leittragender an, während der ganze „Forstader“ in corpore folgte.

So kamen sie bis an das Kirchhofportal. Die Träger, müde geworden, wechselten hier ihre Plätze, und nur Hanne Bogun, weil er bloß den rechten Arm hatte, blieb an der linken Seite des Sarges. Und nun zwischen den Gräbern hin setzte sich der Zug wieder in Bewegung, bis er am andern Ende des Kirchhofs hielt. Hier dicht an der Feldsteinmauer war ein Grab gegraben, an einer Stelle, wo zur Sommerzeit Disteln und Schafgarbe wucherten und die Ziegen zu grasen pflegten. Neben dem Grabe standen schon Seidentopf und Kniehase, beiden gegenüber Berndt und Lewin, die nach dem Abschiede von Labalinski gleich auf dem Kirchhügel geliebt waren, weil sie das Herankommen des Zuges bemerkt hatten. Von den Dörflern, ein paar Köstäten und Wäbner ausgenommen, war nur Miesley da, der das „ehrlche Begräbniß“ zwar ebenso mißbilligte wie alle andern, aber doch durch zwei Dinge bestimmt worden war, diese seine Mißbilligung nicht zu zeigen. Und zwar erstens, um, wenn „etwas geishäh“ — woran er nicht zweifelte — seinerseits nichts veräumt zu haben,

und zweitens und hauptsächlichst, um Uhlenhorsten, der sich auf dem Mühlenhofe zu Mittag und Abend hatte ansetzen lassen, mit einer neuen „Seidentopferel“ unterhalten zu können.

Die Träger hatten ihre Last niedergesetzt; nun ließen sie den Sarg hinab, und Seidentopf, während alle Forstaderkinder neugierig das Grab umdrängten, sagte mit seiner klaren Stimme: „Empfehlen wir ihre Seele Gott. Es war kein christliches Leben, das sie geführt; aber ihr letzter Tag, so hoffe ich, hat vieles ausgeglichen. Sie hatte keinen Menschen lieb, einen ausgenommen, und diesen einen, der jetzt mit an ihrem Grabe steht, hat sie gerettet, oder doch mit zu seiner Rettung geholfen. Ihre List, die sonst ihr Böses war, war hier ihr Gutes. Und wenn dieses Gute nicht schwer genug wiegen sollte, so wird die Barmherzigkeit Gottes hinzutreten, und in Gnaden geben was noch fehlt. Veten wir für sie.“ Und dabei nahm er sein Barett ab und sprach das Vaterunser, während zwei seitabstehende Forstaderweiber sicherten und folgendes Gespräch führten.

„Gott, un' olle Seidentopp; ik weet nich, he beet' oof för allens. Allens fall 'inn.“

„Jo. Dwers Hoppenmarieten beet' he nich 'riinn.“

* * *

Zu Beginn des Nachmittags fuhr der Kaleschewagen vor dem Herrenhause vor; die Ponties waren eingespannt; Bamme wollte 'mal wieder nach seinem Gut hinüber und nach dem Rechten sehen. „Es ist mir von wegen des Pastors, Wigewig“, waren seine letzten Worte gewesen, als Berndt ihn aufgefordert hatte, noch ein paar Tage zu bleiben. „Ich muß ihn in der Furcht des Herrn halten, sonst wird er mir übermüthig, und erzählt meinen Groß-Quirlsdörfern von der Kanzel her, daß sich Hoppenmarieten aus Liebe zu mir umgebracht habe. Natürlich alles sub rosa. Immer mit Bibelstellen. Im alten Testament findet sich ja alles.“ Und darnach hatte der Alte die Bügel genommen und war wie die wilde Jagd vom Hofe hinunter gefahren, erst an dem Wachseld und dann an dem Fichtenwäldchen vorbei, immer in der Richtung nach Küstrin zu. (Schluß folgt.)

Kleine Manövererinnerungen.

Von Otto Eckow.

Nachdruck verboten.
S. 11, VI. 70.

Schön ist's, in das Manöver zu ziehen, wenn Herz und Sinn noch jung sind. Es gibt Abwechslung dem Allerlei des Dienstes, man sieht andere Leute, als die alltäglichen Hinz und Peter, und hier und da fällt auch ein kleines Abenteuer ab. Heute empfängt uns die biedere Wauersfrau mit einem mit Zucker angemachten Braten; der Kuhstall wird inspisirt und das Feld des Eigentümers mit verständnisvoller Miene besichtigt; der Schmöcker, der über den iden Nachmittag weghelfen soll, muß bald mit der Fliegenklatsche vertauscht werden, und endlich legt sich der müde Krieger unter einer centnerschweren Bettdecke, wo er seine Nöthe ausschwitzen muß, zur Ruhe. Morgen ist man auf einem Schlosse einquartiert, der aristokratische Gutsherr steht unter dem Portale und begrüßt herzlich die Gäste, denen die Diener die Sachen abnehmen; mit pochendem Herzen bemerkt man, daß junge Damen im Hause sind, und unter harmlosen Spielen, Gesang und Tanz wird der Abend glorreich beschloffen. Unangenehm ist es, wenn man vom Quartiergeber „gegen ein Billiges“ ausquartiert worden ist, noch schauerlicher aber, wenn eine alte böse Hausunke im vereinsamten Gutshause die „Honneurs“ macht. So gibt es unzählige Abstufungen von Quartieren und deren Wirthen, und jede läßt einen bleibenden Eindruck auf den wandernden Soldaten zurück.

Diesmal wurden wir von einem alten Wortwerksbesitzer überaus herzlich aufgenommen; er war Veteran aus den Befreiungskriegen, Wittwer und ein passionirter L'Hombredspieler. Nachdem wir uns halbweges entsäubt und mit einem Schnäpschen sowie etwas Bier erfrischt hatten, sagte er: „Meine Herren, eine Gewissensfrage! Spielen Sie L'Hombre?“

„Natürlich, Herr Anders!“ war unsere Antwort.

„O, das ist ja herrlich! Dann nochmals, seien Sie mir schönstens willkommen. Seit Jahren habe ich in dieser Wüste hier keine Partie mehr zusammenbekommen, und meine einzige Passion in meinem sonst so stillen Leben ist es nun einmal, so eine recht vergnügte Spabille zu stechen. Ich spiele so lange, bis es Ihnen zu viel wird!“

Wir gaben uns natürlich sofort das Wort auszuhalten, bis der alte Herr genug haben würde, der überglücklich nach seinem Schranke trippelte und die schon „auf Hoffnung“ zurechtgelegten L'Hombrezuthaten herbeibrachte.

Uns wurde des Spieles nie zu viel, da die urwüchsige Dankbarkeit des biederen Herrn, der die zu harmlosestem Point gepielte Partie mit einer Flut von wihigen Bemerkungen begleitete, jeden Mitspieler animirte und das Spiel zu einer wirklich gemüthlichen Plauderei machte. So stand der L'Hombretisch denn Tag aus Tag ein in der Nähe eines hübschen blumengeschmückten Erkers zum Kampfe bereit. Bier kleine Tischchen, mit Cigarren, Wein, Bier und sonstigen Erfrischungen beladen, hielten die Geister munter, und nur die Nachtzeiten, Schlaf und Dienst unterbrachen die Kartengefächte.

Da sprengte plötzlich unser Adjutant in den Hof. Rasch riß ich das Fenster auf.

„Was gibt es denn Neues, Mollwitz?“

„Kerl, Du hast einen tollen Turkel!“ sagte er zu mir. „Du Glückspilz bist als Gallopin zum Generalkommando kommandirt und sollst Dich noch heute Abend beim Chef melden. Na, mach Dich gut; ich muß noch schleunigst nach Schimmelwitz reiten, um Befehle zu holen.“



Zwischen zwei Feuern. Ein Wandertreib von G. Nefflin.

„Adieu, meine Herren!“

Bald sah ich auf der kleinen Kritische unseres liebenswürdigen, die Unterbrechung des Kartenscharmügels natürlich lebhaft bedauernden Wirthes, und schon am nächsten Tage konnte ich

„Auf das Gehudel unter mir
Leicht weggehauen von meinem Thier.“

Dieses Thier war ein meiner Leibgröße angemessenes gestelltes Kürassierpferd, auf dem ich mich sehr glücklich und groß fühlte. Wenn ich auch wußte, daß die Kameraden uns Ordnonanzoffiziere „Staubmacher“ titulirten, um unsere Hauptthätigkeit im Manöver zu klassifiziren, so wußten wir andererseits auch, daß dies nur der Ausbruch des pursten Neides war, denn selbst die wirklichen Adjutanten konnten uns beneiden, die wir frei wie die Vögel und für nichts verantwortlich waren. Außerdem über sah man die militärischen Bewegungen auf dem Manöverfelde, über die man täglich genauer instruiert wurde; man war Zeuge der strategischen feinen Diebe und listigen Umgehungen, und konnte mit Stolz melden, daß man das große Glück gehabt habe, die Spitze des von Warschau nach Berlin sich bewegenden Eskorps gerade am „Bauerbusch“ angetroffen zu haben. Man schnappte die Wähe höherer Vornomadmacher auf und rapportirte die geranzelte Stirn des Kommandirenden als großes Ereigniß den erkannten Kameraden. Auch andere ergötzliche Scenen sah man vor sich abspielen. Hier kamen vier behäbige Bürger in einem Einspänner angefahren; das dicke Pferd wurde ausgespannt und abwechselnd von dem Quartett bestiegen, so daß der arme Gaul schließlich von dem Quartett Altaken mitgerannt hatte, die an jenem Tage überhaupt geritten wurden; dort schloß sich ein Gutsbesitzer unfeinwillig dem großen Angriffe der Kavalleriebrigade an und spielte auch bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes über Stock und Stein eine hervorragende Rolle. Eine friedlich weidende Schafherde, vom idyllisch strömenden Hirten geleitet, wird plötzlich Ziel eines von Jägern, die schnell und heimlich den Waldrand besetzt hatten, abgegebenen Schnellseuers.

„Halt!“ schrie der entsetzte Schäfer. „Karo, hol um!“

„Ja Kuchen!“ Karo hatte einen „Spiegel“ aufgebraunt erhalten, und schwanzeinwärts geträumt suchte er das Weite, mit ihm die von Schrecken halb tollen Schafe; doch von der Schla des Salvenseuers gerietten sie in die Charybdis einer Bajonnetattacke, welche die Flucht der Wollbringer in eine heillose Panik verwandelte, so daß die Herde, der Leithammel voran, in wilder Jagd über alle Felder der Herrschaft davonstiebt.

Doch auch ich sollte erfahren, daß die rosigte Stellung der Welt auch ihre Dornen hat. Ich wurde nämlich am Abende vor einem Ruhetage zu dem Chef des Generalstabes gerufen, der mir folgende Eröffnung machte:

„Wir haben,“ sprach er, „beunruhigende Nachrichten über den Wassermangel zwischen hier und Jauer erhalten, die es sehr fraglich machen, ob das Manöver überhaupt in jener Gegend stattfinden kann, besonders da wir größere Kavallerieabtheilungen zusammengezogen haben, deren Pferde unter allen Umständen reichliches Wasser finden müssen. Ueberzeugen Sie sich darum eingehend von dem Zustande der Wasserläufe, geben Sie uns in Folge einer Reconoszirung, die Sie machen werden, genau die Punkte an, an welchen Pferdetränken für größere Abtheilungen angelegt werden können, und schließlich reconosziren Sie die Reife zwischen Tschienitz und Semmelwitz wegen zweier günstiger Tränkestellen, deren Breite Sie zu ermitteln haben. Sie sehen, Ihr Auftrag ist von großer Wichtigkeit, denn von dessen Resultate hängt es lediglich ab, was für das weitere Manöver beschlossen wird. Benutzen Sie den 6 Uhr in der Frühe abgehenden Zug nach Groß-Rosen, dann können Sie auf dem Wege nach Jauer auf kleinen Umwegen bequem alles reconosziren was nöthig ist. Am jeden Preis aber müssen Sie Jauer zu dem um 2 Uhr nach hier abgehenden Zuge erreichen, da um 5 Uhr die Adjutanten des ganzen Armeekorps hierher bestellt sind. Ich danke!“

Trotz aller Anstrengungen erhielt ich, nachdem ich nicht unterlassen hatte, bei den Kameraden hier und da die Wich-

tigkeit meines Auftrages durchleuchten zu lassen, in keinem der überfüllten Gasthöfe von Liegnitz ein Quartier. Endlich bot sich ein Kamerad an, mir eine Schlafstelle in seiner Stube zurecht zu machen, wenn ich mit ihm noch ein Gläschen Wein tränke. So wenig mir dies passte, da ich zum andern Morgen gern recht frisch sein wollte, so ging ich doch darauf ein, und das Resultat war, daß ich sehr spät in der Nacht heim kam und mehr getrunken hatte, als ich gewöhnt war.

Ogleich ich den Burtschen meines Kameraden bei allen Heiligen beschworen hatte, mich punkt 5 Uhr zu wecken, so wurde ich erst bei hellem Tage von dem Jüngling aufgerüttelt, der wie besessen schrie:

„Herr Lieutenant! Ums Himmels willen springen Sie schnell auf, es ist zehn Minuten vor 6 Uhr! Statt des versprochenen Tringelbes bekam der Unglückliche ein furchtbares „Kameel“ an den Kopf geworfen, denn ich hatte über fünfzehn Minuten bis zum Bahnhofe zu gehen. Wie ein Blitz fuhr ich in die Stiefel und Hosen und rannte, den Kopf und die übrigen Bestandtheile der Toilette im Arme, wie ein Toller durch die Straßen, mir unterwegs Binde, Rock und Degen anlegend, mit den Fingern und einer Bürste meine Haare glättend, nicht achtend der Blicke der erstaunten Milchweiber, noch der Saluts passirter Säulwachen. Nur ein Gefühl hatte ich, daß mein militärischer Ruf auf einer Messerspitze balancire, und dies Gefühl trieb mich in wahnwitziger Eile dem Bahnhofe zu. Da pfeift es, schon kößt die Lokomotive eine erste Dampf Wolke aus; ich rase die Stufen zum Perron hinauf, dem Waggon nach, welchen ich trotz aller Warnrufe öfne, und mit innerem Jubel springe ich in ein leeres Coupe, welches mich freudig wie eine Erlösung umschließt. Also doch durchgehelt! war der freudige Schrei meines Herzens.“

Ich erwartete die erste Station — Malitsch — mit um so mehr Ungeduld, als ein brennender Durst nach dem am verlossenen Abende genossenen Weine mich folterte und eine unerträgliche Hitze nach dem Schnelllaufe mich nach einem Glase Wasser schmachten ließ. Endlich pfiß es; der Zug hielt.

„Station Großenhahn!“ ruft der Schaffner.

„Was?“ schrie ich zum Fenster hinaus, Kondukteur, bin ich denn nicht auf dem Zuge nach Jauer?“

„Nein,“ sagte der eben vorübergehende Bahnhoisinspektor.

„Sie befinden sich auf dem Breslauer Zuge, der allerdings in derselben Richtung von Liegnitz abgeht, wie der nach Jauer. Letzterer ging übrigens fünf Minuten später ab, als der, in welchen Sie sitzen.“

Heraus sprang ich wie ein Blitz.

„Wie weit bin ich denn wohl von Groß-Rosen entfernt?“

„Wohl vier Meilen,“ lautete die trostlose Antwort.

„Also weiter, als ich in Liegnitz war?“ rief ich erschrocken.

„Ja, das mag wohl sein,“ entgegnete jener trocken.

Schon war es fast 7 Uhr, vier Meilen hatte ich bis Groß-Rosen zu machen, zwei Meilen zu reconosziren, und um 2 Uhr spätestens mußte ich in Jauer sein. Es war zum Verzagen! Doch „durch muß ich!“ dachte ich, und versprach dem Portier ein königliches Tringelb, wenn er mir aus dem nahe liegenden Dorfe irgend ein Beförderungsmittel zur Stelle schaffte, und zwar binnen einer halben Stunde. Der Mann eilte in schnellen Schritten davon und brachte mir in der angegebenen Zeit, die mir dennoch zur Ewigkeit wurde, einen fideles Einspänner, mit dem ich sofort ein anständiges Fuhr- und Tringelb accordirte, wenn er mich in drei Stunden nach Groß-Rosen fahren würde.

Der „Einspau“ jagte wie der Wind bergab und bergauf, wenn auch meinen besüßelten Gedanken immer noch nicht schnell genug. Die ganze Unbehaglichkeit meines Zustandes machte sich dabei auf eine schauerhafte Weise geltend; der Kopf brummte mir wie eine halbangezogene Bremse, und mein Magen befand sich in einer kläglichen Verfassung; überdies bemächtigte sich meiner eine fixe Idee, die sich im fortwährenden Ueberrechnen der Distanzen zeigte, die ich noch zu machen hatte, im Vergleich zu den Zeitspannen, die mir noch übrig blieben. Während ich so grübelte und rechnete, trat ein neues Hinderniß ein. Etwa eine halbe Meile von Groß-Rosen hielt plötzlich

mitten auf der Straße mein guter Einpänner an, und der Kutscher, zum Beweise auf sein schwerathmendes Pferd zeigend, erklärte, daß sein Gaul erschöpft sei und nicht mehr im Stande, den Wagen den letzten Berg hinaufzuziehen. Was halfen hier Klagen oder Bervorwünschungen! Ich drückte dem biederen Wagenlenker, der wenigstens das Möglichste gethan hatte, um mich schnell vorwärts zu bringen, das bedungene Geld in die Hand und rannte gestreckten Laufs nach dem Dorfe, wo ich für meine letzten Groschen, denn auf solche Extrafahrten war meine Kasse nicht vorgesehen, ein paar saure Gurken und einen Giska kaufte, um mich wenigstens zu restauriren.

Mittlerweile war es halb 12 Uhr geworden, binnen zwei und einer halben Stunde mußten nun zwei Meilen zurückgelegt und die zahlreichen Rekognoszirungsaufträge abgewickelt werden. In diesem Drangsale vermochte mich nur das Bewußtsein zu heben, daß ich in dem vor mir liegenden Terrain, Dank früherer Rekognoszirungen, vollständig zu Hause war, und daß ich mir während der Fahrt, mit der Karte in der Hand, genau die kürzesten Wege von Objekt zu Objekt überlegt hatte, so daß ich keinen Schritt unnütz thun durfte. Ich ging natürlich nicht, sondern unternahm eine Expedition im leichten Laufschritt, eilte vom Bach zum Bivouatplaz, vom Mühlteiche zum Flusse hinab, wo ich mittelst eines unterwegs gerollten Bindfadens und eines an diesem befestigten Steines im Fluge die Uebergangsbreiten maß, mit verschiedenen Knotenschleifen die Breiten am Bindfaden markirend. Mein durch die innere Angst erhöhter Scharfsinn hatte mich bald die richtigen Brückenstellen und günstige Orte zu Tränkenanlagen entdecken lassen. So mit den reichen Früchten einer kurzen Rekognoszirung beladen, lief ich spornstreichs und in gerader Linie auf Jauer zu, dessen Thürme sich aus den vor mir liegenden Waldparzellen hervorhoben. In der Nähe der Stadt häuften sich die Spaziergänger, welche verwundert stehen blieben

und mich wohl nicht für ganz zurechnungsfähig halten mochten, als sie mein verschwitztes, übermüdetes und verhaubtes Gesicht, so wie meinen Schnellläuferschritt bemerkten. Doch alles war mir gleich, nur die Bemerkung einiger, daß ich vielleicht zum Bahnzuge zu spät kommen würde, ließen mich mit dem letzten Aufgebote meiner Kräfte weiter arbeiten.

Endlich war Jauer erreicht; ein Duzend Gassenjungen, welche glaubten, es gäbe Feuer oder sonst etwas Merkwürdiges zu sehen, folgten mir, dem vom Schicksal Gehegten, als wilde Meute durch die erschauerten Gassen. Jenseits der Stadt lag der Bahnhof; angstvoll waren meine Blicke auf denselben gerichtet, jeden Augenblick fürchtend, daß abgehende Dampfwoolen mein militärisches Todesurtheil sprechen würden. Doch nein. Hurrah! Da kam so eben der Zug in die Station eingelaufen.

Noch eine äußerste Anstrengung und eine mit den letzten Kräften erklämpfte Beflügelung des Schrittes ließen mich den Zug ereilen, als er sich so eben in Bewegung setzte. Kriechend vor Aufregung und außer Athem sprang ich auf eine offene Lowry und klammerte mich an dort verladene Eisenräder an, trotz der Winke und der Rufe der Beamten. Glücklicher Weise traf ich an der nächsten Station einen Kameraden, der mir ein Billet löste, während ich dem Kondukteur gegenüber mein Benehmen rechtfertigte. So kam ich denn, wenn auch halb aufgelöst, so doch glücklich und zur befohlenen Stunde in Liegnitz an.

Nachdem ich durch Toiletten- und kulinarische Künste mich baldigt zu einem civilisirten Dandy umgemodelt hatte, überbrachte ich mit militärischer Eleganz dem Chef des Generalstabes die Resultate meiner wilden Jagd und gab zur großen Erheiterung des Stabes, wie auch hoffentlich der Leier, meine Rekognoszirung mit Hindernissen zum Besten.

Das Manöver fand auf dem rekognoszirten Terrain statt, und meine angestellten Ermittlungen erwarben sich nach allen Richtungen hin die vollste Zufriedenheit.

Am Familientische.

Der neue Planet Vulcan.

Wir haben bisher gelernt und festgehalten, daß die Hauptplaneten, welche unsere Sonne umkreisen, in der Reihenfolge ihres Abstandes von der Sonne folgende sind: Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun.

Der Mercur ist 77, Millionen Meilen von der Sonne entfernt; seine Umlaufzeit beträgt 88 Tage.

Der Neptun ist etwa 622 Millionen Meilen von der Sonne entfernt; seine Bahn durchläuft er in 164 Jahren und 286 Tagen.

Zwischen diesen beiden Grenzplaneten unseres Sonnensystems liegen außer den genannten Hauptplaneten noch die zahlreichen, von Jahr zu Jahr sich vermehrenden kleinen Planetoiden, die ausnahmslos zwischen den Bahnen des Mars und Jupiter eingeschlossen sind. Ob aber außer den bis jetzt bekannten Hauptplaneten noch andere Himmelskörper dieser Art existiren, blieb eine offene Frage, wenn auch die Wahrscheinlichkeit für das Vorhandensein solcher Planeten eine ziemlich große war. Hatte doch Herschel den Uranus erst 1781 entdeckt und 1846 Leverrier den Neptun errechnet, welchen denn auch Galle am Himmel auffand.

Mit dem Namen des eben genannten, kürzlich verstorbenen großen französischen Astronomen ist auch die Entdeckung des neuesten Planeten verknüpft, des Vulcan, der jetzt den Mercur aus seiner innergehabten Stellung verdrängt; denn der Vulcan ist nun der nächste Planet an der Sonne. Seine Entdeckungsgeschichte ist kaum minder interessant als jene des Neptun.

Bei der am 29. Juli d. J. in America beobachteten totalen Sonnenfinsterniß bemerkte Professor Watson einen unbekanntem neuen glänzenden Stern vierter bis fünfter Größe vor der verfinsterten Sonnenscheibe, von dem er annehmen zu dürfen glaubte, daß dies ein seit langem gesuchter Planet ist, auf den seit etwa zwanzig Jahren die Astronomen jahnden, ohne ihn sicher erlangen zu können. Leverrier hatte nämlich durch Rechnungen gefunden, daß in der Bahn des Mercur sich gewisse Störungen bemerkbar machten, aus denen er schloß, daß zwischen der Sonne und dem Mercur sich noch eine den Astronomen bis dahin unbekannte Masse fände. Ob dies nun ein einzelner Planet, eine Schar von Planetoiden, eine große Scheibe kosmischen Nebels oder sonst etwas war, konnte jedoch nur die Beobachtung feststellen.

Nachdem Leverrier am 2. Januar 1860 seine Ansicht veröffentlicht hatte, vernahm er, daß schon am 26. März 1859 ein praktischer Arzt zu Oreges in Frankreich, Dr. Lescarbault, der sich aus Liebhaberei mit Astronomie beschäftigte, einen runden schwarzen Fleck auf der Sonnenscheibe beobachtet hatte, welcher wie ein Planet über dieselbe hinwegzöge. Dieser Planet war 1/4 Stunde lang sichtbar gewesen.

Nur mit den größten Zweifeln vernahm Leverrier diese Kunde, denn mit Recht sagte er sich, weshalb denn die wichtige, nun dreiviertel Jahre alte Entdeckung nicht gleich publizirt worden wäre und warum Lescarbault damit gewartet hätte, bis seine, Leverrier's Rechnungen, bekannt geworden waren? Um der Sache jedoch auf den Grund zu kommen, begab er sich persönlich nach Oreges, um dort dem Doktor den Standpunkt klar zu machen. Höflichkeit gehörte nicht zu den Tugenden des großen Mathematikers, im Gegentheil war er mehr grob zu nennen. „Sie also sind es,“ redete er den Arzt an, „Sie sind es, der einen Planeten zwischen Sonne und Mercur gesehen haben will? Sie haben sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, indem Sie Ihre Beobachtung, falls es wirklich eine solche war, neun Monate lang unversichtlich ließen. Sie werden sich wohl getäuscht haben — erzählen Sie mir, was Sie gesehen haben!“ Lescarbault schilderte seine Beobachtung. „Wo ist Ihr Chronometer?“ fragte Leverrier weiter. „Hier meine gewöhnliche Taschenuhr,“ antwortete der Arzt. Leverrier brach in Lachen aus. „Mit dem alten Dinge wollen Sie Sekunden beobachten? Mein Mißtrauen gegen Sie wird immer größer!“ „Entschuldigen Sie, ich besitze noch ein Sekundenpendel,“ entgegnete bescheiden der Doktor. Und nachdem nun Leverrier das Teleskop des Arztes und seine sonstigen Hilfsmittel geprüft, schien er überzeugt, daß Lescarbault wirklich den Planeten gesehen habe und beglückwünschte ihn zu seiner großen Entdeckung. Der Geistliche des Ortes, der Friedensrichter, alle angesehenen Einwohner von Oreges gaben für die Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit des Arztes das glänzende Zeugniß ab, und die Folge war, daß auf Leverrier's Empfehlung hin der Dorfastrolog schon am 25. Januar 1860 von Napoleon III mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt wurde.

Jahr auf Jahr verging, ohne daß von dem neuen Planeten wieder etwas gehört, eine Spur von demselben gesehen wurde. Die Astronomen schüttelten die Köpfe und fingen an zu glauben, Lescarbault habe sich doch getäuscht. So viel man auch bei totalen Sonnenfinsternissen nach dem intra-mercurialen Planeten suchte, er war nicht zu finden. War die Schätzung der Größe des neuen Planeten, den man Vulcan getauft hatte, richtig, so mußte er bei günstiger Stellung heller als Mercur leuchten, er konnte daher den Beobachtern nicht gut entgehen. Außerdem vernahm man, daß der Astronom Viais, der zu Rio de Janeiro zu derselben Zeit wie Lescarbault die Sonne beobachtet hatte, keinen dunklen Fleck da gesehen, wo der Doktor den Vulcan erblickt haben wollte; Viais gab an, daß er die bezeichnete Stelle der Sonne zu derselben Zeit ganz genau untersucht, aber nichts Auffälliges und Neues dort gefunden habe. Man glaubte nun nicht mehr an den Planeten Vulcan, und nur Leverrier, der ursprüngliche Zweifler, hielt den Glauben aufrecht, ja, im Frühling 1877 ersuchte er noch die

Astronomen, am 22. März auf den Durchgang des Vulcan vor der Sonnenscheibe achten zu wollen. Kiry, der englische Astronom, telegraphirte damals nach Indien, Australien und Neuseeland, daß man die Sonne an jenem Tage genau beobachten möge, obwohl er selbst nicht gläubig war. Leverrier hatte nach Santiago de Chile geschrieben, damit auch dort die Sonnenscheibe unter Controle gehalten werde. So beobachtete man denn dieselbe am 21., 22. und 23. März nach unserer Zeit, sozusagen Tag und Nacht, auf der östlichen und westlichen Halbkugel der Erde — aber vom Vulcan war keine Spur zu sehen.

Kurz vorher hatte sich ein eigenthümlicher Zwischenfall ereignet. Aus China war nämlich die Nachricht eingetroffen, daß dort ein tüchtiger deutscher Astronom, Weber, am 4. April 1876 auf der Sonne einen kleinen runden Fleck gesehen hatte, der sehr einem Planeten glich. Hatte er auch die Bewegung desselben nicht selbst beobachtet, so war derselbe doch, als Weber ein paar Stunden später wieder nach ihm sah, verschwunden. Ein gewöhnlicher Sonnenfleck konnte es nicht gewesen sein, denn dieser würde sich (scheinbar) in so kurzer Zeit kaum weiter bewegt haben. Weber theilte seine Entdeckung dem bekannten Beobachter der Sonnenflecke, Wolff, mit, welcher sich dahin entschied, der Fleck könne Vulcan gewesen sein, da nach seiner Berechnung der Vulcanperiode dieser Planet am 4. April 1876 ganz nahe der Sonne gewesen sein müsse. Auch Leverriers Rechnungen stimmten hiermit überein und man freute sich schon, den Vulcan fest zu haben. Doch das Sonderbare an der Geschichte kommt noch und es stellte sich heraus, daß Webers Fleck keineswegs ein Planet gewesen war. Man ging nämlich die Berichte aller Sternwarten genau durch, auf denen die Sonne damals beobachtet worden war, und fand in zweien den Weberischen Fleck verzeichnet; in Madrid war er als ein echter Sonnenfleck beschrieben, in Greenwich sogar photographirt worden. Hier, wo größere Instrumente vorhanden gewesen waren, als sie Weber zu Gebote standen, erkannte man auch auf der Photographie deutlich, daß der Fleck keineswegs rund war. Es lag also doch ein Sonnenfleck vor und vom Vulcan war wieder keine Rede.

Kann nun sich Professor Watson in Amerika nicht auch geirrt haben, als er am 29. Juli den Vulcan wieder fand? Das ist eine Frage, die nach so vielen Irrthümern und vergeblichen Bemühungen wohl bestritten erscheint. Zunächst ist zu bemerken, daß es sich bei seiner Beobachtung nicht nur um einen dunklen Fleck auf der hellen Sonnenscheibe, sondern um einen glänzenden Stern auf der verfinsterten Sonne handelte. Dazu kommt noch folgendes. Gaisiot, der Direktor des astronomischen Beobachtungsbüreaus in Paris hat die Stellung des von Watson beobachteten Sterns mit der von Leverrier für den Vulcan berechneten Bahn verglichen und eine gute Uebereinstimmung zwischen beiden gefunden. Stimmt nun alles zusammen, Vesparbaults Beobachtung, die Berechnung von Leverrier und die neue Beobachtung von Watson, wie es, soweit das vorliegende mangelhafte Material die Beurtheilung erlaubt, allerdings der Fall zu sein scheint, so ist der Planet Vulcan in der That vorhanden. Seine Umlaufzeit um die Sonne beträgt nur 24 Tage, und für den Fall, daß er bewohnt sein sollte, würden seine Wesen eine 36mal so große Hitze als die Erdbewohner zu ertragen haben. Aus den Beobachtungen Watsons ergibt sich ferner, daß Vulcan ein sehr kleiner Planet ist. Wäre derselbe so groß wie Mercur, so würde er mindestens fünfmal so stark wie dieser leuchten müssen, da er so viel mehr von der Sonne beleuchtet wird. Nach mäßigen Schätzungen ist die Scheibe des von Watson beobachteten Körpers nur $\frac{1}{1000}$ so groß wie die Mercurscheibe, und danach läßt sich weiter calculiren, daß der Durchmesser des Vulcan etwa 64 Meilen beträgt. Zum Vergleiche möge man sich erinnern, daß der Durchmesser des Mercur 641, der der Erde 7119, der des Mondes 468 Meilen beträgt. Schon aus dieser Kleinheit kann man ermessen, daß der Vulcan bei seinem Vorübergang vor der Sonnenscheibe nicht leicht zu finden ist; auch dürfte dieser so kleine Planet kaum die Störungen in der Mercurbahn verursachen, welche Leverrier errechnet hat. Daß letztere vielmehr noch von anderen Ursachen als vom Vorhandensein eines intra-mercurialen Planeten herrühren, scheint ziemlich sicher.

Und damit berühren wir eine neue hochinteressante astronomische Frage. Professor Newcomb hat nämlich die Hypothese aufgestellt, daß die von Leverrier nachgewiesenen Störungen der Mercurbahn durch die Thätigkeit einer Schar kleiner Körper verursacht werden, welche rings die Sonne umgeben und deren Glanz des Joviacallicht bildet. Wie die Frage bis jetzt liegt, kann man mit der größten Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß zwischen Mercur und Sonne noch ein sehr kleiner Planet, der Vulcan, freih, der seinen Umlauf in 24 Tagen vollendet. Es sind auch starke Gründe dafür vorhanden, daß das Joviacallicht, welches während der Sonnenfinsternis vom 29. Juli zum ersten Mal beobachtet wurde, eine ungeheure scheibenförmige Region um die Sonne herum einnimmt und aus einer Materie besteht, die zusammengefaßt, drei bis viermal die Masse des Mercur übertrifft. Ehe aber die Bahn des Vulcan noch genau berechnet werden kann, muß derselbe noch mehrere Mal beobachtet werden, und dann erst werden wir ihn mit voller Sicherheit in unser Planetensystem einreihen dürfen.

Münchhausen in Venezuela.

Überall, sei es hinter der chinesischen Mauer oder in den dichten Urwäldern Südamerikas, lauscht der Mensch gern den Erzählungen

fabelfhafter Geschichten. Wie bei uns, so hat auch der Bewohner der Bildniß sein Jägerlatein und seinen Münchhausen. Manche Nacht, welche wir mit den Chammasindianern in den Gebirgswäldern Venezuelas zubrachten, wurde uns verkürzt durch die nicht enden wollenden Jagdgeschichten eines alten Chammasindianers, welcher weit und breit als fähiger Jäger bekannt war. Wenn wir um unsere Feuer lanternen, welche wunderbar in die schwarze Urwaldnacht hinein leuchteten und einen magischen Schein auf die braunen Gesichter und die nächsten uns umgebenden mannigfaltigen Pflanzenformen warfen, so konnte man auch hier in der nächtlichen Waldnacht die große Spannung beobachten, mit welcher die Zuhörer dem Redner folgten.

Dann schallte zuweilen ein lautes und heiteres Lachen in die unheimliche, nur von Zeit zu Zeit durch nächtliche Thierstimmen oder durch das Geräusch fallender Zweige und Blätter unterbrochene Stille hinein oder man bemerkte zweifelndes Achselzucken, wenn die Schilderung einer Jagdpartie oder die eines Kampfes mit Riesenschlangen gar zu unwahrscheinlich klang; aber immer und immer wieder wurde der alte Waldmann aufgefordert, weiter zu schildern, obgleich uns oft ein unheimlicher Schauer überfiel, wozu natürlich auch der Anblick der uns umgebenden Bildniß nicht wenig beitragen mochte.

Die landschaftliche Umgebung des Menschen regt, je nach ihrer Mannigfaltigkeit, die menschliche Phantasie mehr oder weniger an zur Erfindung von Schauer Geschichten. An die großen Höhlen und dunkeln Schluchten der Gebirge Venezuelas knüpfen sich viele mythische Betrachtungen der Bewohner, und ungemein anziehend waren die Schilderungen der Chammasindianer, welche sie von den durch tausendjährige Tropfsteingebilde geschmückten unterirdischen Stollen der Guacharohöhlen und von den aus einigen derselben hervorströmenden rauschenden Wasserfällen entwarfen.

Wie eben jedes Land seinen Münchhausen hat, so scheint in dieser Beziehung der Name Petro Rimaldes in Venezuela unerschöpflich zu bleiben. Im Anblicke der Wasserfälle bei Mariare, welche vom Rifengebirge in das Seebecken von Valencia herabfallen, wurde mir von meinen eingeborenen Begleitern folgendes Abenteuer erzählt. Petro Rimaldes befand sich auf der Reize nach Caracas. Als er sich mit seinem ermüdeten Kaulthier den Wasserfällen nähert, steigt er ab, bindet sein Thier an einen Nimosenbusch und legt sich dann auf einen Stein, um auszuruhen.

Immer für die Schönheiten der Natur seines Vaterlandes schwärmend, vertieft er sich ganz in den Anblick der ihn umgebenden schönen Landschaft, seine Blicke schweifen zunächst über die Cactus- und Nimosenheden hinweg auf den inselreichen See von Valencia, dann eilen sie lange, lange auf dem nächsten Wasserfalle, welcher wie ein mannsharter Silberstrahl frei am Felsabhange rauschend und donnernd in die Tiefe stürzt. So sieht er ganz versunken in dem Anblick des immer und immer wieder neu bewegten Naturerscheinungs. Plötzlich aber wird er durch ein unheimliches Geräusch aufgeschreckt, ein wilder Stier fährt schnaubend und alles vor sich niederbrechend durch das Gewirr der dornigen Cactus und mit Linien durchwachsender Buschwerk, um untern Petro mit den Hörnern zu zermalmen; gebankenschnell erhebt sich letzterer und sucht den Fluß, welcher durch den Wasserfall gebildet wird, zu erreichen. Immer näher rückt ihm das wüthende Thier auf den Leib und schon glaubt er die spitzen Hörner in seinem Rücken zu fühlen, da in größter Gefahr, sucht er ganz unter den Wasserfall zu gelangen, um im Strudel derselben Rettung zu finden, allein auch hierher folgt ihm der immer zorniger werdende Dsch. Jetzt gilt's noch schneller handeln — Petro ergreift den Wasserstrahl und klettert an ihm empor, es gelingt ihm eine Höhe von vierzig Fuß zu erreichen und, jetzt sich vollständig in Sicherheit glaubend, blüht er erschoöpft aber auch zugleich triumphirend in die Tiefe — aber, o Schreden, da sieht er, wie auch der Stier ihm folgt und nur noch wenige Fuß trennen ihn vom wüthenden Angreifer. Aber in der höchsten Noth und Gefahr, immer schnell und richtig handelnd, zieht Petro sein großes Waldmesser aus dem Gurt und durchschneidet blitzschnell den Wasserstrahl unter sich. Krachend stürzt jetzt der Stier in die Tiefe und zerfällt auf den riesigen Steinblöcken, über welchen der Strudel sein Spiel treibt.

Nun erst athmet er wieder frei auf und rettet sich bald aus der schwindelnden Höhe durch kühnen Sprung auf eine Felskacke, von welcher er vorsichtig herabklettert, um sein auch erschrockenes Kaulthier wieder zu besteigen und den gefährlichen Ort zu verlassen.

Goering.

Briefkasten.

Q. W. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung — Den 2. v. D. Die verschiedenen Theorien über Erdbedenrücken haben wir im VIII. Jahrgang S. 487 ff. zusammengestellt. Dort ist auch eine Karte des deutschen Erdbens vom 6. März 1872 zu finden.

Inhalt: Im Schatten erblickt. (Fortsetzung.) Von Germanis. — Vor einem Menschenalter. Erinnerung an den 18. Septbr. 1848. Von F. B. — Die kleine Holzammerin. Originalzeichnung von K. Breitbach. — Das gelbe Fieber. Von Dr. Rob. Ab. Lallemand. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Wandervereinerungen. Von Otto Tellow. Zu dem Bilde von G. Replin. — Am Familientische: Der neue Planet Vulcan. — Münchhausen in Venezuela. Von Goering.

Eine Plauderei über das Briefschreiben.



emanlich hat der Deutsche sehr viel Sinn für Freundschaft. Auch ich habe in meinen Kreisen die Erfahrung gemacht, daß jedes acht deutsche Gemüth unüberdrißlich an seinen Freunden und Verwandten hält, so lange es aus denselben auch nur noch den geringfügigsten Nutzen zu ziehen vermag.

Eines der wesentlichsten Mittel, seinen Freundschaftsgefühlen Luft zu machen, ist — dies bedarf keines erläuternden Wortes — ein roger Briefwechsel.

Wenn unser Freund Müller als Rath an die Regierung in A. . . . veretzt wird und wir dies mit sämmtlichen irgendwie interessanten Details im Tageblatt lesen, wir aus derselben Quelle auch haarlein erfahren, daß er Mitglied der Armenverforgungs-Kommission, Präsident des Verschönerungsvereins und confer-

nativer Wahlcomittee-Schriftföhrer geworden ist, wir also überzeugt sind, daß er keine Minute freie Zeit hat, so erwarten wir nichts ungebühiger, einen Brief von ihm. Bei so außergewöhnlichen Umständen kann er es gar Neues kann er uns kaum noch mittheilen, aber schreiben muß er, seien es auch nur wenige Zeilen. Wir stehen ihm viel zu nahe, um ihm Ruhe gönnen zu dürfen, hegen eine viel zu warme Theilnahme für ihn, als daß wir ihm Endlich kommt er — der Brief nämlich — und wir sind zufrieden. Der Schrift sieht man es an, daß sie zwischen einem offiziellen Diner und der Abfahrt mit dem nächsten Eisenbahnzuge geschrieben ist. Allein, es bleibt doch immer ein Brief. Wir entschuldigen jetzt selbst den Freund, der so mannhalt seine Pflicht gethan, mit dem notorischen Mangel an Zeit und lesen tief gerührt:

„Liebster Schülze!
Verzeihe meine fliegende Hast. Der inliegende Zeitungsauschnitt wird Dir alles sagen.

„Ewig Dein Müller.“
Das ist freilich wenig. Und nun gar der Zeitungsauschnitt. Ist es möglich? Dieselbe Stelle aus dem Tageblatt, die wir vor 8 Tagen gelesen, die Notiz, daß Müller als Rath an die Regierung in A. . . . veretzt, daß er zugleich Mitglied der Armenverforgungs-Kommission, Präsident des Verschönerungsvereins und Schriftföhrer des conservativen Wahlcomittees geworden ist. Außerdem, mir seien es jetzt mit ganz anderen Widen.

„Weißt Amanda, ein Brief von Müller ist da!“
„Was schreibt er denn?“
„Aun, Du weißt ja.“

„Freilich. Aber, liebst Du, hab' ich's nicht gleich gesagt? Müller gehört zu den ächten Freunden; er verzeiht uns nicht. Du mußt ihm aber auch umgeben gratuliren.“ Was justitia!
Ich that es in dem Falle, um den es sich hier handelt, sofort, obschon ich mir für solche und ähnliche Besonnenheit von meiner Amanda im voraus Absolution erbeten hatte. Als ich nämlich vor langen Jahren vor sie trat, ihr eröffnete, daß ich nunmehr genug hätte, einen Hausstand zu begründen, und daß ich sogar hoffe, ihr ein ganz ansehnliches Aadelgeld geben zu können, da kam sie in meine Arme, hauchte „auf ewig Dein!“ und schmur dann mir jedes Opfer bringen zu wollen, das ich nur irgend von ihr fordern werde. Hierbei machte sie wohl die stille Voraussetzung, daß ich mir das letztere niemals befallten lassen würde, indessen diese Aegnung war ohne den Witz gemacht. „Amanda,“ flüsterte ich, „wirst Du es mir auch verzeihen, wenn ich es vergesse, Deinen Tanten zu Neujahr zu gratuliren?“ Nun konnte sie doch nicht anders, als zögernd ein „ja“ zu flüstern, von dem ich sofort Notiz nahm.

Wenn wir von unserer Frau geküßelt werden sind, so will diese doch auch etwas davon haben und namentlich ihrer Familie gegenüber ein wenig mit ihrem „liebenswürdigem“ Gatten parodiren. Dazu gehört nicht allein, daß wir keine Schulden machen und der Schwiegermama die Hand küssen, sondern auch, daß wir keine Geburtstagsvisiten, und vor allen Dingen keinen Gratulationsbrief vergessen. Durch nichts kann man sich mehr die Hochachtung der älteren weiblichen Familienmitglieder erwerben, als durch die Pünktlichkeit auf diesen Gebiete. Es aber sind es ja gerade, die den Ausschlag geben, wenn über uns zu Gericht gelesen wird.

Meine Amanda ist noch bei weitem nicht die penibelste Frau. Als ich am 19. August 1870 über das Schlachtfeld von St. Privat ging, sah ich einen Offizier auf dem Boden liegen, den ich für tot hielt. Ich wäre an ihm vorübergegangen, wenn nicht ein Bräutchen von Aolapapier in seiner geballten Faust meine Aufmerksamkeit erregt hätte. Natürlich hob ich es auf, um zu erforschen, wen man etwa benachrichtigen müsse. Sogetich sah ich, daß es von zarter Hand käme, denn die Adresse war schön geschrieben und die Feder hatte zweimal gekippt. Ich vermutete eine ruhrende Frage, eine herzzerreißende Bitte, sich zu schonen. Doch was sollte ich finden?
„Lieber Karl!

Verzeih doch nur über Deiner Begeisterung für die Sache des Vaterlandes nicht gänzlich die Deinigen, namentlich nicht Onkel Edwards Geburtstags, der am 25. ist. Es trifft sich recht unangenehm, daß all die großen Schlachten gerade auf diese Tage fallen; denn bei Deiner Verstreutheit wirst Du da gewiß nicht an den Gratulationsbrief denken. Aber bitte, bitte . . .
Deine Dich ewig liebende Sidonie.“

Unter diesen Brief waren mit Bleistift in zitternder Schrift die Worte

gelekt: „Ich habe ihn gestern zur Feldpost gegeben, wenn er zu spät kommt, ist es nicht meine Schuld.“ Der brave Mann!

Uebrigens stand es besser um ihn, als es anfangs schien. Das Amüßern des Vaters mochte seine letzte Sorge wieder rege gemacht haben. Er schlug die Augen auf und flüsterte: „Sind Sie Feldpostillon?“

„Nein, ich bin stellvertretender Johanniter-Delegirten-Gehilfe.“

„Wie schade!“
Ich drückte ihm die Hand, sagte ihm, ich wisse alles und bat ihn, sich ruhig zu verhalten, der Brief an Onkel Eduard werde ankommen und zur höheren Sicherheit wolle ich noch eine Correspondenzkarte hinterdrein senden. Dann holte ich Hülfe, schaffte ihn ins nächste Dorf und rief einen Arzt. Seine Wunde erwies sich als keineswegs tödtlich, nach wenig Wochen war er gesund. Die Ordnungsliebe seiner Frau hatte ihn gerettet. Später lernte ich das Paar näher kennen und hörte, wie er ihr die Geschichte seiner wunderbaren Auffindung erzählte. „Hättest Du mich nicht an den Gratulationsbrief erinnert, so läge ich heute nicht hier!“ schloß er und lächelte sie. Sie aber streifte ihm den Bart und antwortete lächelnd: „Nicht wahr, Karl, Du verpflichst mir nun aber auch pünktlicher zu werden.“

Welcher Glückliche kommt heutzutage wohl noch ohne fünf bis sechs Briefpapier jährlich fort? Das erreicht höchstens ein alter Junggeselle. Uns andern Sterblichen, über deren Ehrfurcht gegen Familienbeziehungen schöne Aagen machen, bleiben diese Hunderte von Briefen nicht erspart, deren Hauptfehler es ist, daß sie mit eigener Hand geschrieben sein müssen und nicht auf autographischem Wege vervielfältigt werden dürfen.

Sonst möchte sich etwa folgendes Schema empfehlen:

Lieber (Liebe)

„Gewiß wirst Du Dich wundern, so lange nichts von mir gehört zu haben und erst jetzt nach (Wochen, Monaten, Jahren) diese Zeilen zu erhalten. Namentlich aber schiltst Du unweisehaft, daß ich Deinen Brief vom ohne jede Antwort gelassen habe. Gewiß wurde es mir schwer, so gänzlich zu schweigen. Ich malte mir oft Deinen stillen Verdruf darüber deutlich aus und sagte mir in meinem Innern an Dosselten alles, was Du mir etwa sagen könntest, selbst. Ja, glaube es mir nur, Lieber (Lie), ich war hart gegen mich und machte mir weit bitterere Vorwürfe, als Du es jemals über Dich gebracht haben würdest. Du kannst also mit der Strafe, die ich für meine Lässigkeit schon erlitten, ganz zufrieden sein und darin doppelten Grund finden, mir zu verzeihen. Sei gerecht und frage Dich selbst, ob es Dir nicht oft ganz ähnlich ergangen ist, wie mir. Denn ich möchte doch auch an Dich, und immer war dieser Gedanke von dem festen Vorsatz begleitet, Dir einen recht langen und ausführlichen Brief von untermen Leben und unserm Ergehen zu schreiben und nach so übermäßig ausgebeuteter Pause wieder einmal ein recht gemüthliches Ständchen mit Dir zu verplaudern. Aber jedesmal, ja gerade wenn ich es am wenigsten erwartete, trat zwischen meine guten Vorsätze und die Ausführung irgend ein Hinderniß, welches mich zu der letzteren garricht, oder doch wenigstens nicht bis zum Ende kommen ließ. Uaßfächlich hatte ich einige Male bereits den Anfang zu diesem Briefe gemacht, wurde indessen durch Pflichten oder Besuche, oder durch andere zwingende Gründe abgerufen. Erst heute konnte ich es glücklich durchsehen, mir die nöthige Zeit frei und ohne Störung zu erobern. Also nochmals, Lieber (Lie), verzeihe mir meine, in gewisser Weise trotz aller guten Entschuldigungsgründe unentschuldbare, Saumlosigkeit.“

Von untermen Leben hier müßte ich übrigens beim besten Willen nichts Neues zu berichten, es fließt gleichmäßig und ruhig dahin, wie Du es kennst. Meine Außerordentliches vorgefallen, so hättest Du trotz aller Hindernisse, die ich Dir eben geschildert habe, doch etwas von mir gehört; denn in solchen Fällen läßt man ja alle kleinen Rücksichten fallen, und reißt sich aus dem Schlenndrian der Alltäglichkeit heraus. Aber glücklicherweise ist dergleichen nicht eingetreten. Freilich ohne Sorgen war diese Zeit keineswegs, dafür aber brachte sie doch auch nicht minder ihre Freuden. Jeder Stand hat ja am Ende Doch verzeih; ich sehe, daß ich mich einplaudere und Deine kostbare Zeit am Ende zu sehr in Anspruch nehme. Auch kommt eben der Postbote, dem ich diesen Brief mitgeben will. Also Adieu, Lieber (Lie), laß bald von Dir hören und behalte lieb Deinen (ne)

Dich innig liebenden (de)

(Unterschrift)

Dieser Brief, von dem man, wie der Text an den eingeklammerten Stellen ergibt, zwei Sorten haben müßte, eine an die Freunde, eine an Freundinnen, eignet sich trefflich zur Correspondenz zwischen weitaufgigen Letztern, Schwägern, alten Universitätsgenossen, Pensionskameraden und Kameradinnen, Vadebelaunftschaften u. s. w. Man hätte nur nöthig, Namen, Datum und Unterschrift einzulegen, und von „Wochen, Monaten, Jahre“ das nicht Passende zu durchstreichen. Ich wette aber, daß in diesen autographirten Briefen dem Inhalte nach genau dasselbe stände, was jetzt in 99%, der mit so viel Aufwand von Zeit, Mühe und Selbstpreisung eigenhändig angefertigten Episteln steht.

Ein unbedenkbares Quantum Arbeitskraft könnte gespart werden, wenn man noch einen Schritt weiter ginge und das schematische Briefschreiben ganz ließe.

„Wie aber soll man dann erfahren, daß bei unsern Freunden und Verwandten eben nichts vorgefallen ist?“ so höre ich fragen. Ganz einfach, durch Voraussetzung des Naturgemäßen. Wenn z. B. unsere Braut uns mehrere Wochen hindurch nicht ihrer unwandelbaren Liebe versichert, können wir getrost annehmen, daß sie noch keinen anderen Anbeter hat; denn warum Selbstverständliches behaupten? Wenn unser Sohn, der Lieutenant in einer fernen Garnison ist, gar nichts von sich verlauten läßt, dürfen wir sicher sein, daß er noch bei Kasse ist. Wer uns nicht schreibt, bedarf unserer nicht, und es ist anzunehmen, daß es ihm gut geht. Sonst pflegt man sofort etwas zu hören. Man verlasse sich also auf die Sicherheit verständiger Schlüsse und schreibe auch selbst nur, wenn man wirklich Positives zu schreiben hat.

Ich made es immer so und spare dabei überflüssige Unruhe und viele, viele Arbeitsstunden.
Der Vierzehnte.

